



Die
Karawane

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



ENA LORDOS

Reisen unserer Vorfäter

Bild auf der Titelseite:

**Prof. Dr. A. Clausing, Verfasser unseres Beitrages, als Großherzoglich-Badischer
Lehramtspraktikant und Stipendiat im Jahre 1913 in Griechenland auf dem Ritt
von Delphi nach Chäronea**

DIE KARAWANE

Heft 2 – 8. Jahrgang 1967

ENA LORDOS

Reisen unserer Vorväter



Herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG
mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

	Seite
Dr. Jochen Briegleb WEGBEREITER DER WISSENSCHAFT Frühe Reisen nach Griechenland und Kleinasien	3
Prof. Dr. Hans Dragendorff BRIEFE AN SEINE ELTERN Eine Auswahl, zusammengestellt von seiner Tochter Lotte Schwalm	26
Prof. Dr. Adolf Clausing GRIECHENLANDREISE 1913 Einleitung und Briefe an meine Braut	39
Prof. Johannes Justus Rein BRIEFE AN SEINE FRAU Eine Auswahl, zusammengestellt von seiner Enkelin Lotte Schwalm	64
Obermedizinalrat Dr. Max Kohlhaas IM ALTEN RUSSLAND Eine Zusammenstellung von Oberregierungs- rat a. D. Dr. Wilhelm Kohlhaas aus den Tagebüchern seines Vaters	69
Cornelius Gurlitt VORWORT AUS „GESCHICHTE DER KUNST“	87
Cornelius Gurlitt ERINNERUNGEN Zusammengestellt von seinem Enkel Dr. Dietrich Gurlitt	88
Prof. Dr. Theodor Hornberger VOM ZEICHNEN UND VOM SKIZZENBLOCK	91
AUS DEM KREIS UNSERER FREUNDE	95
NACHWORT	96

WEGBEREITER DER WISSENSCHAFT

Frühe Reisen nach Griechenland und Kleinasien

Reisen und reisen ist nicht das Gleiche. Für den Menschen des 20. Jahrhunderts ist es fast eine Selbstverständlichkeit geworden – eine Reise selbst in ferne Länder bedeutet ihm kaum noch ein Abenteuer, ist kein Aufbruch zu unbekanntem Stätten mehr. Dank der modernen Verkehrsmittel ist der Horizont weiter, die Welt kleiner geworden, sind auch die entlegensten Teile der Erde schnell erreichbar. Der Weg ist klar, das Ziel bekannt, die Reise selbst bringt kaum ein Risiko, erfordert keinen Einsatz mehr: Anstrengung, Mut und Ausdauer sind nicht mehr nötig. Im 20. Jahrhundert kann eine Reise in aller Ruhe und Bequemlichkeit genossen werden.

Und auch wer aufbricht zu einer Reise in die Vergangenheit, findet die Wege geebnet, die Ziele erforscht. Die stummen Zeugen der Vergangenheit haben keine Geheimnisse mehr – und was sie uns sagen können über die Menschen ihrer Zeit wird von beredten Führern sachkundig erläutert. Die Dimensionen haben auch hier sich verringert, die fernsten Zeiten sind uns nahegerückt – die Reste ihrer Kulturen liegen vor unseren Augen, wir brauchen sie nur noch zur Kenntnis zu nehmen. Nur selten bleibt noch ein Rest zu entdecken.

So wird, wer heute im bequemen Schnellzug, zu Schiff oder mit dem Flugzeug nach Griechenland und Kleinasien zu den Stätten der antiken Kultur und Zivilisation reist, kaum an jene Männer denken, die in früheren Jahrhunderten, vom selben Interesse für die Zeugnisse der Antike geleitet, den gleichen Weg unter ungleich schwierigeren Bedingungen einschlugen, deren Reisen Unternehmungen voller Ungewissheiten, Abenteuer und Gefahren waren. Dafür aber haben sie – lange vor Beginn einer eigentlich wissenschaftlichen Erforschung dieser Länder – auf ihren Reisen Entdeckungen, Funde und Beobachtungen machen können, die das damalige Bild vom klassischen Altertum erweiterten, vertieften und in manchen Zügen entscheidend neu gestalteten. Nicht selten aber sind die Ergebnisse dieser frühen Reisen auch für die moderne Altertumswissenschaft noch von unschätzbarem Wert, weil durch sie – in Form von Beschreibungen und Skizzen von Bauten, Skulpturen und Inschriften –

verlässliche Nachrichten über zahlreiche Monumente der Antike vermittelt wurden, die in den Wirren späterer Jahrhunderte zerstört wurden oder auf andere Weise verlorengegangen sind.

Einer der ersten und auch bedeutendsten dieser frühen Reisenden in die Länder des Altertums war Ciriaco de' Pizzicolti, der im Jahre 1391 als Sproß einer reichen Kaufmannsfamilie geboren wurde und sich selbst nach seiner Heimatstadt Ciriaco di Ancona nannte – ein Mann, dessen ereignisreiches Leben gekennzeichnet war von immer neuen Unternehmungen und zahlreichen Reisen, die ihn in fast alle Gebiete des Mittelmeerraumes führen sollten. Schon als Knabe begleitete er seinen Großvater mehrfach auf Geschäftsreisen, erlernte dann selbst traditionsgemäß den Beruf des Kaufmanns und unternahm im Jahre 1412 als Einundzwanzigjähriger seine erste selbständige Geschäftsreise nach Alexandria, an die sich in den folgenden Jahren zahlreiche weitere Reisen anschlossen. Von entscheidender Bedeutung aber sollte für ihn der Besuch von Konstantinopel im Jahre 1418 werden, das für die damalige Welt das unbestrittene Zentrum des Griechentums war. Hier scheint zum ersten Male sein intensiveres Interesse für die Bauten und Kunstwerke der Antike geweckt worden zu sein – vor allem aber für die Inschriften, von denen er zahlreiche Beispiele kopiert und beschrieben hat und denen er zeit seines Lebens besondere Aufmerksamkeit widmete.

Zunächst aber war dieses Interesse für die antiken Denkmäler noch beiläufig, stand noch ganz im Schatten seiner erfolgreichen Tätigkeit als Kaufmann – doch pflegte er es, wo immer er konnte. Er ergänzte und verbesserte seine spärlichen Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen und machte sich daran, nach und nach die antiken Monumente seiner Heimatstadt und deren Umgebung zu untersuchen – darunter als eindrucksvollstes und besterhaltenes Bauwerk des antiken Ancona den Triumphbogen des Kaisers Trajan, der ihm im Jahre 115 n. Chr. als Dank für die Erneuerung des Hafens errichtet worden war. Und eben das Studium dieses Monuments bildete – wie Cyriacus selbst berichtet – den entscheidenden Anstoß für seinen Entschluß, sich in Zukunft in erster Linie der Erforschung, Deutung und Erklärung der antiken Denkmäler zu widmen.

Die nächste wichtige Station auf diesem Wege war Rom, das Cyriacus im Jahre 1424 besuchte. Vierzehn Tage lang durchstreifte er die Ewige Stadt und untersuchte und zeichnete unermüdet zahlreiche Denkmäler und kopierte eine Vielzahl lateinischer Inschriften. Zugleich aber nahm er auch Kontakte zu den

führenden Gelehrten seiner Zeit auf – zu dem berühmten Poggio, zu Niccolo Niccoli und vor allem zu Francesco Filelfo, mit dem ihn bis zu seinem Tode eine enge Freundschaft verband. Mit Unterstützung dieser Männer wollte er auch die von ihm gesammelten Inschriften herausgeben – doch ist aus diesem Plan nie etwas geworden, denn neue Aufgaben, neue Reisen warteten auf Cyriacus von Ancona.

Im Jahre 1425 eröffnete ihm nämlich ein Auftrag des venezianischen Handelshauses Contoreni die Möglichkeit zu einer ausgedehnten Reise nach Griechenland und weiter in den Nahen Osten. Sein eigentliches Ziel war Zypern, wo er für seine Auftraggeber geschäftlich tätig werden sollte. Von Ancona aus reiste er zunächst nach Konstantinopel und weiter nach Chios, das damals ein wichtiges Zentrum des Orienthandels war. Hier schloß er Freundschaft mit einem Landsmann, dem Genuesen Andreolo Giustiniani, dessen Besitztum dort von nun an Ausgangspunkt all seiner Exkursionen werden sollte und zugleich Sammelplatz für die zahlreichen Denkmäler aller Art, die er mitnahm, wo immer er nur Gelegenheit dazu fand. Von Chios aus gelangte er schließlich auf abenteuerlichen Umwegen über Rhodos, Beirut und Damaskus an seinen Bestimmungsort, wo er ein ganzes Jahr blieb. Nachdem er dort seine Aufträge erfolgreich erledigt hatte, setzte er seine Reisen nach eigenem Plan fort, durchstreifte Makedonien und Thrakien und kam schließlich im Jahre 1430 über Gallipoli nach Adrianopel, der Residenz des türkischen Sultans Murad II., zu dessen Hof er bald Zutritt erhielt. Auch mit dem Sultan selbst nahm er Kontakt auf, wodurch er sich zahlreiche Vergünstigungen und Unterstützungen für seine weiteren Unternehmungen erwirken konnte. Zunächst aber folgte nur ein kurzer Abstecher nach Kleinasien, wo er neben anderen Orten auch die Ruinen von Pergamon besuchte, ehe er im Jahre 1431 nach Italien zurückkehrte.

Von seinen ausgedehnten Reisen hatte Cyriacus von Ancona eine Vielzahl von Altertümern aller Art mitgebracht. So hatte er als kostbarsten Fund auf Zypern in einem Kloster einen Codex mit einer Handschrift der Ilias erwerben können. Dazu kamen noch zahlreiche Stücke antiker Kleinkunst – Statuetten, Münzen, Kameen und Geräte. Den Hauptanteil an der Ausbeute seiner Reisen aber bildeten unzählige Kopien von Inschriften aller Art, griechischer und lateinischer, von denen heute so manche im Original verschollen oder zerstört ist.

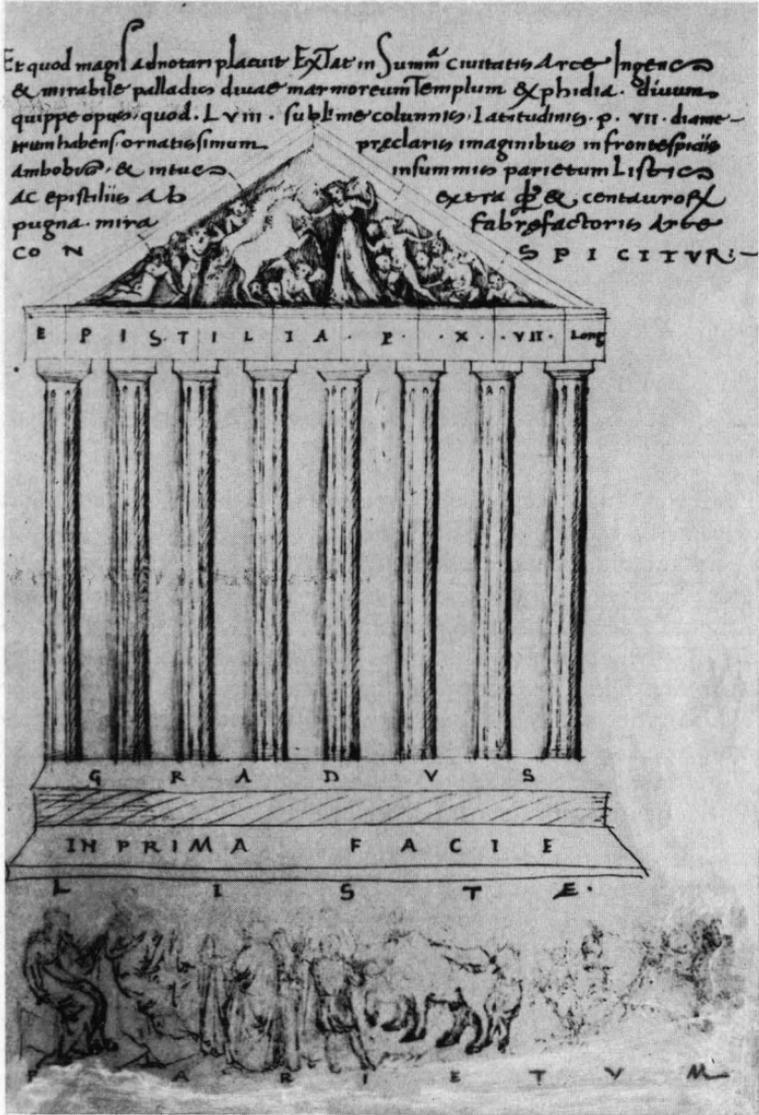
Fast drei Jahre lang blieb Cyriacus in Italien, die wenigste Zeit

davon jedoch in Ancona. Unermüdlich reiste er kreuz und quer durch Italien, um Inschriften zu sammeln oder zu kopieren, Bauten zu vermessen und Skulpturen zu zeichnen. Mittlerweile galt er als hervorragender Kenner der antiken Denkmäler, und als im Jahre 1432 Kaiser Sigismund Rom besuchte, erhielt Cyriacus den ehrenvollen Auftrag, ihn durch die Ewige Stadt zu führen und ihm die Zeugnisse der Antike zu erläutern.

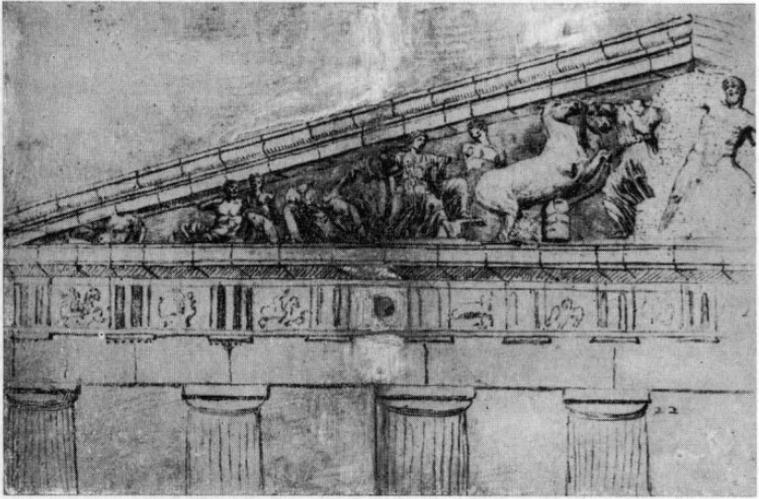
Auf der Höhe seiner Laufbahn brach Cyriacus im Jahre 1435 erneut zu einer großen Reise auf, die diesmal allein seinen altertumskundlichen Forschungen dienen sollte und die nun endlich nach Griechenland selbst, ins Zentrum der antiken Welt führte. Als Reiseführer hatte er ein Exemplar der „Geographika“ des Strabon mitgenommen, in denen der im 1. Jahrhundert v. Chr. lebende Autor in siebzehn Büchern die Erfahrungen und Beobachtungen während seiner eigenen Reisen mitgeteilt hat.

Über Dalmatien, Epirus und Ätolien in Mittelgriechenland, wo er die Ruinen von Oiniadai, Pleuron und Kalydon besuchte, über Patras, Naupaktos und Amphissa gelangte Cyriacus am 21. März 1436 nach Delphi, dessen Ruinen er ausführlich studierte. Über seinen Besuch in diesem Heiligtum notierte er in sein Reisetagebuch: „... und kam ich nach Delphi. Dort sah ich zunächst uralte, zum Teil zerstörte Mauern und vielerlei Bauwerke. Dann den von allen Seiten zusammengestürzten Tempel des Apollon und in der Nähe ein wunderbares Theater mit 33 Stufen und auf der Höhe, am Fuße der hohen Felsen, das Stadion, ringsum mit Marmorstufen umgeben und 600 Fuß lang. Hier und dort und überall sah ich auch zerstörte Statuen, Inschriften, griechische sowohl wie lateinische, ... reich verzierte Gräber, in den Felsen gehauene Reliefs und vieles andere.“

Auf seiner Weiterreise besuchte er das Kloster Hosios Lukas und gelangte über Chaironea, Orchomenos und Theben nach Chalkis in Euböa. Von dort brach er auf nach Athen, das er am 7. April 1436 endlich erreichte. Der gewaltige Eindruck, den die antiken Denkmäler dieser Stadt in ihm hinterlassen haben, spricht aus seinem eigenen Bericht: „... kam ich nach Athen. Dort sah ich zunächst die ungeheuren Mauern, die wegen ihres Alters überall eingestürzt waren, und innerhalb der Stadt und außerhalb unglaubliche Bauwerke aus Marmor, und Häuser, Heiligtümer, zahlreiche Bildnisse, bedeutend durch die wundervolle Kunst ihrer Schöpfer ... und ungeheure Säulen – aber alles und überall zusammengestürzt zu riesigen Ruinen ...“.



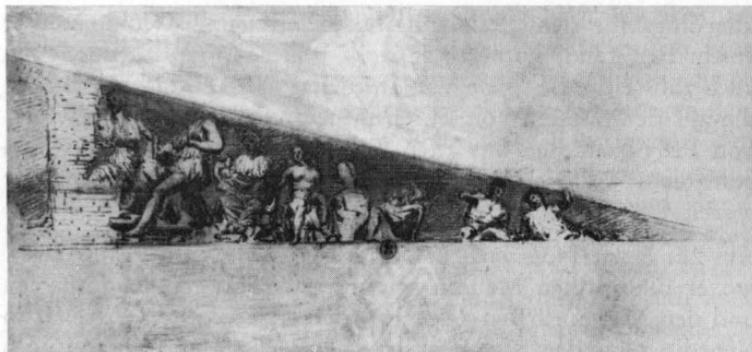
Zeichnung des Cyriacus von Ancona von der West-Fassade des Parthenon in Athen. (Berlin, Codex Hamiltonianus Nr. 548)



Athen, Parthenon, Zeichnungen des Westgiebels von Carrey, nördliche Hälfte. (Paris, Bibliothèque Nationale).

Fünfzehn Tage lang blieb Cyriacus in Athen – unermüdlich zeichnend, kopierend, beschreibend, wobei sein Interesse sich allein auf die Bauten des klassischen Altertums richtet, die moderne Stadt und die Stätten des christlichen Kultes blieben unbeachtet. Er besuchte die Akropolis und zeichnete und beschrieb den Parthenon, den er richtig als „Tempel der Pallas“ (Athene) benannte. Diese Beschreibung und vor allem die Zeichnung der Westfassade mit den damals noch völlig unversehrten Giebelskulpturen sind ein wichtiges Dokument für die archäologische Wissenschaft geworden, weil sie uns zahlreiche Anhaltspunkte für die Rekonstruktion des Giebels liefert.

Vor der Ostseite des Parthenon sah er den Rundtempel des Augustus und der Roma, ferner die Mauern der Stadt, die Tripodenstraße am Fuße des Burgberges mit ihren zahlreichen Ehrendenkmalern für die Siege in Tragödienwettbewerben. Er kopierte die Inschriften des Lysikratesdenkmals und des Thrasyllos-Monuments und die von den Marmorsesseln im Dionysos-Theater. Auf dem der Akropolis gegenüber liegenden Musenhügel skizzierte er das Grabmal des syrischen Prinzen Philopappos, das damals noch vollständig erhalten war und kopierte alle dort angebrachten Inschriften – von denen zwei inzwischen zerstört und nur durch die Abschriften des Cyriacus überliefert sind. In der Unterstadt beschrieb er den Hephaistostempel, den römischen Markt, das Hadrianstor und das Olympieion, das er



Athen, Parthenon, südliche Hälfte des Westgiebels



Zeichnungen des Giuliano di San Gallo nach den Commentaria des Cyriacus von Ancona (Codex Barberinianus, Rom, Vatikan).

allerdings für den „Palast des Hadrian“ hielt. Wo immer er Inschriften fand, kopierte er sie – und so sind uns durch ihn auch zahlreiche Beispiele von Inschriften für Hadrian erhalten, die auf den Sockeln von Ehrenstatuen angebracht waren, die – von Provinzstädten aus allen Teilen des Imperium Romanum gestiftet – in großer Zahl im Olympieionbezirk aufgestellt waren.

Am 22. April 1436 verließ Cyriacus Athen. Vom Piräus aus – wo er die antiken Mauern mit ihren gewaltigen Rundtürmen und den Marmorlöwen zeichnete, der jetzt vor dem Arsenal in Venedig zu finden ist – reiste er über Megara und Sikyon nach Spalato, wo er die Ruinen des Palastes Kaiser Diokletians untersuchte und beschrieb. Über Venedig kehrte er dann zurück nach Italien – doch schon im nächsten Jahre brach er wieder auf und nahm sich diesmal die Peloponnes zum Ziel. Von Süditalien aus reiste er nach Kythera und Monemvasia, nach Patras und von dort aus ins Innere der Halbinsel. Er besuchte die Ruinen von Sparta, Messene und Pylos, die mittelalterliche Stadt Mistra und auf der Rückreise den Isthmos von Korinth.

Die Jahre von 1438 bis 1444 verbrachte Cyriacus in Italien, meist in Ancona und Florenz, wo er an dem Konzil von 1438/39 teilnahm und dabei die beiden bedeutendsten byzantinischen Gelehrten jener Zeit, Plethon und Bessarion, kennenlernte, die für den Aufschwung der humanistischen Studien in Italien von so eminenter Bedeutung waren. Cyriacus trug sich mit großen Plänen – ihm schwebten Reisen nach Afrika und Indien vor, doch wurden sie nie verwirklicht. Lediglich kleinere Studienreisen in Mittelitalien hat er unternommen und es steht zu vermuten, daß er sich in diesen Jahren der Ruhe auch intensiv der Sichtung und Ordnung des ungeheuren Materials gewidmet hat, das er von seinen früheren Reisen mitgebracht hatte.

Doch hat es ihn auch diesmal nicht lange in der Heimat gehalten. Im Jahre 1444 brach er noch einmal auf zu einer Reise in den Osten auf und wieder führte ihn sein Weg nach Griechenland. Über Illyrien und Mittelgriechenland kam er im Februar 1444 zum zweiten Male nach Athen, wo er den sog. Turm der Winde untersuchte und dessen Inschriften kopierte, desgleichen die Propyläen und abermals den Parthenon, die er ausführlich beschrieb. Von Athen aus reiste er nach Chios und von dort kreuz und quer durch das gesamte Mittelmeergebiet. In Adrianopel suchte er noch einmal den türkischen Sultan auf und bereiste anschließend die Länder am Bosphorus, danach Kleinasien,

wo er wiederum Pergamon und erstmals auch Kyzikos besuchte, von dessen damals noch fast unversehrt stehendem Tempel er eine höchst genaue Beschreibung anfertigte, die in neuerer Zeit die Grundlage für eine Rekonstruktion des gewaltigen Bauwerks geworden ist. Bei einem Besuch des Klosters auf dem Berge Athos erwarb er eine kostbare Handschrift von Plutarchs „Moralia“ und fertigte einen Katalog der Codices und Handschriften in der Klosterbibliothek an, durch den zum ersten Male diese Schätze in der westlichen Welt bekannt wurden. In den folgenden Jahren bereiste er die Kykladen und hält sich mehrere Monate in Kreta auf. Im Jahre 1446 reiste er – wiederum von Chios aus – nach Milet, Samos und Ephesos. Auf den Inseln Paros, Thasos und Samothrake bot sich ihm ein reiches Arbeitsfeld und vielfältiger Ertrag. Auf Paros hat er auch an ‚Ausgrabungen‘ teilgenommen, über die er ausführlich berichtet – die aber nach unseren Vorstellungen lediglich kleinere Schürfungen nach Funden gewesen sein dürften. Über Kreta, Phokaia und Thrakien erreichte er im Dezember Konstantinopel, von wo aus er in den Jahren 1447–1448 noch einmal zahlreiche Inseln der Ägäis und vor allem die Peloponnes bereiste, ehe er mit reicher Ausbeute nach Italien zurückkehrte.

Über den Umfang seiner Sammlungen, die er auf seinen Reisen zusammengetragen hatte, können wir heute nur noch Vermutungen anstellen – doch müssen diese für damalige Verhältnisse einzigartig gewesen sein. Wir wissen von Münzen, Medaillen und Kameen, von Statuetten aus Bronze und Ton, von Codices mit wertvollen Handschriften antiker Autoren. Was aus all diesen Kostbarkeiten geworden ist, bleibt unbekannt – für uns sind sie für immer verloren. Und verloren ist auch das Original seines Hauptwerkes, in dem Cyriacus alle seine Beobachtungen, Untersuchungen, Beschreibungen und Skizzen, vor allem aber seine unzähligen Kopien von Inschriften niedergelegt hatte – die „Commentaria“, die sechs Bände seines Reisetagebuches, die vermutlich im Jahre 1514 bei einem Brand der Bibliothek Sforza in Pesaro vernichtet wurden. Zum Glück aber sind uns zahlreiche Briefe an Freunde und an Gelehrte jener Zeit erhalten, in denen Cyriacus von seinen Reisen und Forschungen berichtet und nicht selten auch den Text einer von ihm kopierten Inschrift mitgeteilt hat. Außerdem existieren noch – heute über viele verschiedene Bibliotheken verstreut – Auszüge und Abschriften ganzer Partien aus den Commentaria, die entweder noch von Cyriacus selbst oder nach seinem Tode von anderen angefertigt worden sind. So gelingt es uns wenigstens, eine allgemeine Vorstellung

vom Aussehen und vom Inhalt des Reisetagebuches zu gewinnen, das ein buntes, ungeordnetes Durcheinander von Routenbeschreibungen, Reise- und Erlebnisberichten, von eigenen Epigrammen, Beobachtungen, Skizzen von Bauten, Skulpturen oder Inschriften, von Zitaten aus den klassischen Schriftstellern in griechischer oder lateinischer Sprache gewesen sein muß – zu einer durchgreifenden Redaktion des gesamten Werkes ist Cyriacus ganz offensichtlich nicht mehr gekommen. Trotzdem wiegt der Verlust dieser *Commentaria* schwer für die moderne Wissenschaft, besonders für den Zweig der Inschriftenkunde, die Epigraphik, als deren Begründer man Cyriacus ansehen muß, da er als erster den besonderen Wert antiker Inschriften als unmittelbare historische Zeugnisse erkannt hatte und zudem eine Sammlung antiker Inschriften als erster ins Auge gefaßt hatte. Sein Material ist verbrannt, doch schon das wenige, was uns durch einen glücklichen Zufall noch erhalten geblieben ist, läßt den Wert des gesamten Werkes erahnen. In ihm müssen unendlich viele wichtige Nachrichten, Beobachtungen und Beschreibungen sowie Skizzen antiker Denkmäler enthalten gewesen sein, dazu zahlreiche Kopien von Inschriften, die Cyriacus bei seinen Reisen in den damals noch nicht von den Türken besetzten Gebieten des alten Griechenland gesehen, untersucht und gezeichnet hat, die aber in späterer Zeit zerstört worden, verschleppt oder sonstwie verschwunden sind. In dem Brand, dem die *Commentaria* des Cyriacus zum Opfer fielen, ist uns ihre letzte Spur endgültig verlorengegangen.

Über die letzten Lebensjahre dieses einzigartigen Mannes, der als Reisender und Sammler von Altertümern so Bedeutendes geleistet hat, sind uns nur spärliche Nachrichten überliefert. Er war ein ruheloser Geist, den es auch im Alter nie lange an einem Orte hielt: „*numquam quiescit Cyriacus*“, sagte sein Freund Filelfo von ihm, „niemals kommt Cyriacus zur Ruhe!“ So war er auch nach seiner zweiten großen Griechenlandreise noch häufig unterwegs. Die letzte Station seines Lebens, von der wir verlässliche Kenntnis haben, war gleichzeitig der Schauplatz großer historischer Ereignisse, die auch für die Erforschung des klassischen Altertums eine entscheidende Wende bringen sollten: 1452 befand sich Cyriacus im Feldlager des türkischen Sultans Mehmed II. vor Konstantinopel und nahm an der Belagerung der Stadt teil. Als diese im Jahr darauf fiel, zog Cyriacus mit den türkischen Truppen in die ehemalige byzantinische Metropole ein und bemühte sich sofort um die Rettung antiker Denkmäler vor der drohenden Vernichtung. Wenige Jahre darauf – das genaue

Datum ist nicht bekannt – starb der rastlose Reisende und Forscher in Cremona.

Nach der Besetzung Konstantinopels und ganz Griechenlands durch die Türken folgten dunkle Jahrhunderte für die Erforschung der antiken Welt. Viele Denkmäler, die zur Zeit des Cyriacus von Ancona noch unversehrt aufrecht standen, wurden zu Kalk verbrannt, zerstört oder verschleppt – und nur selten und unter großen Schwierigkeiten fand nun noch ein Gelehrter oder Reisender den Weg zu den Stätten des Altertums. So vergingen fast zwei Jahrhunderte, ehe ein Nachfahre im Geiste des Cyriacus wieder nach Griechenland reiste und neue Kunde von den alten Plätzen ins westliche Europa brachte.

Es war dies der von deutschen Vorfahren abstammende französische Arzt Jacques Spon (1647–1685), der sich – ähnlich wie Cyriacus von Ancona – zunächst dem Studium und der Beschreibung der antiken Denkmäler seiner Vaterstadt Lyon gewidmet hatte, über die er im Jahre 1673 ein Buch mit dem Titel „Recherches des antiquités et curiosités de la ville du Lyon“ (Untersuchungen über die Altertümer und Merkwürdigkeiten der Stadt Lyon) veröffentlichte. Den entscheidenden Anstoß zu einer Ausweitung seiner Studien aber erhielt er, als er zufällig eine Beschreibung der Stadt Athen in die Hände bekam, die im Jahre 1672 von dem Jesuiten Babin verfaßt worden war, der längere Zeit unter den französischen Mönchen in dem Kloster beim Lysikratesmonument gelebt hatte. Spon publizierte diesen Bericht, ergänzt durch ein von ihm verfaßtes Vorwort, im Jahre 1674 unter dem Titel „Relation de l'état présent de la ville d'Athènes, ancienne capitale de la Grèce, avec abrégé de son histoire et de ses antiquités“ (Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Stadt Athen, der alten Hauptstadt Griechenlands, mit einem Abriß seiner Geschichte und seiner Altertümer). Im gleichen Jahre noch machte sich Spon in Begleitung des Engländers George Wheler selbst auf zu einer Reise nach Griechenland, um mit eigenen Augen zu sehen und zu untersuchen, wovon er im Berichte des Jesuiten Babin gelesen hatte. Über Rom, Venedig, Dalmatien reiste er nach Konstantinopel und von dort aus über Kleinasien, Delos und einige andere Inseln endlich nach Griechenland. Dort hat er vor allem Athen und seine Umgebung besonders ausführlich studiert und viele Denkmäler beschrieben und gezeichnet. Mit einer beachtlichen Sammlung von Münzen, Kopien von Inschriften und Codices mit wertvollen Handschriften antiker Autoren kehrte er im Jahre 1676 nach Lyon zurück. Als Ergebnis seiner Reisen und Forschungen ver-

öffentliche er bereits drei Jahre später einen zweibändigen Reisebericht mit dem Titel „Voyage d’Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant . . .“ (Reise durch Italien, Dalmatien, Griechenland und die Levante) und einige Jahre darauf noch zwei weitere, mit zahlreichen Kupferstichen ausgestattete gelehrte Abhandlungen und Untersuchungen über antike Denkmäler aller Art – Medaillen, Reliefs, Statuen, Mosaiken und Inschriften. Mit diesen Werken ist Jacques Spon der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Behandlung der antiken Denkmäler geworden – und als erster Autor der Neuzeit bezeichnet er diese Wissenschaft auch mit dem Namen „archaeologia“.

Etwa zur gleichen Zeit wie Jacques Spon besucht auch der französische Botschafter bei der Hohen Pforte in Konstantinopel, der Marquis de Nointel, im Winter 1674/75 Athen. In seiner Begleitung reiste ein junger Maler, der im Auftrage des Marquis zahlreiche Zeichnungen des Parthenon und vornehmlich von dessen Skulpturenschmuck anfertigte. Es sind dies die sogenannten Carrey’schen Zeichnungen (ob sie wirklich von Carrey’s Hand stammen, ist nicht unbestritten), die durch einen glücklichen Zufall erhalten geblieben sind und dadurch für die heutige Archäologie unschätzbaren Wert gewonnen haben. Diese Zeichnungen entstanden nämlich mehr als zehn Jahre vor der verhängnisvollen Katastrophe, bei der im Jahre 1687 während der Beschießung der Akropolis durch die in venezianischen Diensten stehenden Truppen des deutschen Grafen Königsmark das Pulvermagazin der Türken im Parthenon explodierte, was den bis dahin noch fast völlig erhaltenen antiken Tempel in eine Ruine verwandelte. Zusammen mit der Skizze des Cyriacus von der Westfassade des Parthenon sind diese Zeichnungen der einzig sichere Anhaltspunkt für eine exakte Rekonstruktion der Giebelskulpturen und der Anordnung der Metopen an den Längsseiten des Tempels. Ohne die Zeichnungen für den französischen Marquis wäre auch die heutige Wissenschaft nicht in der Lage, die durch die Explosion entstandenen Lücken zu schließen.

Auf die Beschießung der Akropolis durch die Venetianer folgten unruhige, von politischen Wirren und kriegerischen Auseinandersetzungen gekennzeichnete Jahrzehnte, in denen eine Reise nach Griechenland ein allzu gefährvolles Unternehmen gewesen wäre. So mußten sich die Freunde der Altertumswissenschaft für mehr als fünfzig Jahre mit dem zufrieden geben, was durch die Beobachtungen und Forschungen früherer Reisender von den Stätten der Antike bekannt geworden war. Doch wuchs gerade in jenen Jahren das Interesse für die Denkmäler des klassischen



Ionischer Tempel am Ilissos, von dem heute nur noch spärliche Fundamentreste erhalten sind. (James Stuart, Nicholas Revett, *The Antiquities of Athens*, Band I, Ch. II, Tafel 1, London 1762).

Altertums beständig, begann man zudem immer höhere Ansprüche an die Genauigkeit der Informationen und Berichte, Pläne, Zeichnungen und Kopien zu stellen. Doch sollte das nun immer stärker sich regende Bedürfnis nach Erweiterung und Vertiefung des erworbenen Wissens, aber auch nach kritischer Überprüfung des bereits Bekannten, erst fast ein Jahrhundert später erfüllt werden – und nach dem Italiener Cyriacus von Ancona, dem deutschstämmigen Spon und dem Franzosen de Nointel waren es diesmal zwei Engländer, die sich durch ihre Reise nach Athen und Griechenland einen ehrenvollen Platz neben ihren Vorgängern in der Geschichte der Antikenstudien sichern sollten.

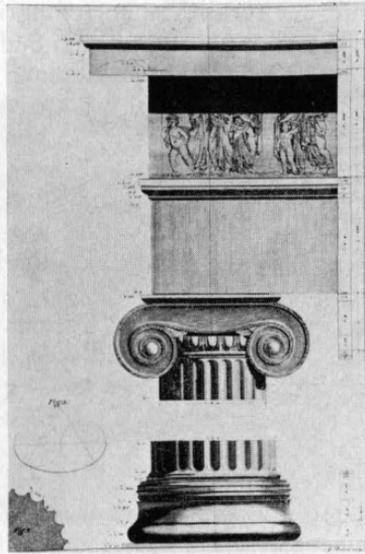
Es waren dies der Maler und Architekt James Stuart, 1713 in London geboren, und der um sieben Jahre jüngere Architekt Nicholas Revett, die – wie viele andere Künstler und junge Adelige jener Zeit – zunächst nach Rom gingen, um dort durch die Beschäftigung mit den Kunstwerken und Bauten der Antike neue Anregungen und feste Maßstäbe für ihre eigene künstlerische Arbeit zu gewinnen.

Noch immer war Rom in jenen Tagen das bedeutendste Zentrum jeglichen Interesses für die antike Kunst. In keiner Stadt sonst waren so viele Denkmäler des klassischen Altertums versammelt. Hier gab es – bereits seit dem 15. Jahrhundert – auf dem Kapi-

tol, dem Quirinal und beim päpstlichen Palast am Lateran kleinere Sammlungen antiker Bildwerke, die sich über die stürmischen Zeiten des Mittelalters hinweg erhalten hatten, ohne jemals unter die Erde gekommen zu sein. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts war dann die Fülle bedeutender Neufunde hinzugekommen, die der Sammeleifer der geistlichen und weltlichen Fürsten in ihren Privatsammlungen vereinte. Die überwiegende Mehrzahl der zur Zeit des Aufenthaltes von Stuart und Revett in Rom vorhandenen Skulpturen waren jedoch römische Arbeiten, nicht selten allerdings Kopien griechischer Werke. Griechische Originale waren in den Sammlungen nur recht spärlich vertreten – und dann auch nur Werke aus späterer, hellenistischer Zeit, wie die Laokoon-Gruppe und der Torso im Belvedere des Vatikans. Der Blick auf die griechische Kunst war zu jener Zeit nur indirekt möglich, ihr Bild gebrochen im Spiegel der römischen Kopien.

Ein Gleiches galt für die Architektur, der naturgemäß das besondere Interesse der beiden Engländer galt. Noch hatte man kaum exakte Kenntnisse von originaler griechischer Baukunst. Alle Vorstellungen von antiker Architektur konnten sich allein an den römischen Bauten orientieren, die durch zahlreiche Publikationen – die bedeutendsten darunter aus der Feder von Palladio, Ligorio und Piranesi – auch weiteren Kreisen des gebildeten Publikums bekannt geworden waren. Zwar wußte man längst, daß all diese römischen Bauten weitgehend Nachahmungen griechischer Vorbilder waren – vor allem im dekorativen Aufbau – und bemühte sich, wie auch bei der Betrachtung antiker Plastik, durch das Römische hindurch das Original-Griechische zu sehen. Aber noch immer fehlte die auf konkreter Anschauung basierende genaue Kenntnis griechischer Bauten. Bei ihrer Beschäftigung mit der antiken Architektur werden es Stuart und Revett mehr als einmal als Mangel empfunden haben, daß den Publikationen über die Altertümer Roms nichts gleichwertiges für die antiken Bauten Athens zur Seite stand.

Wahrscheinlich im Jahre 1748 faßten die beiden Freunde den Plan, diesem Mangel durch eigene Initiative abzuhelpfen. Denn in diesem Jahre verfaßten sie eine Denkschrift mit dem Titel „Proposals for publishing an accurate description of the antiquities of Athens“ (Vorschläge für die Veröffentlichung einer genauen Beschreibung der Altertümer von Athen), in der sie für eine von ihnen geplante Reise nach Griechenland warben und zugleich einen detaillierten Plan der zukünftigen Publikation



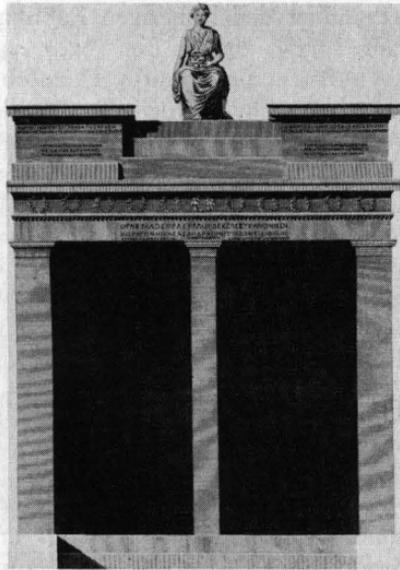
Schnitt durch das Gebälk des jonischen Tempels am Ilissos. (Stuart und Revett a. a. O., Band I, Ch. II., Tafel 6, London 1762).

vorlegten. Diese Denkschrift, die in der Folgezeit mehrfach gedruckt wurde, gewann dem Unternehmen bald zahlreiche ideelle und materielle Förderer und Gönner, mit deren Hilfe Stuart und Revett im März 1750 endlich zu ihrer Reise nach Griechenland aufbrechen konnten. Doch schon in Venedig wurden sie aufgehalten, da sich keine Gelegenheit zur Weiterreise finden ließ. Um diesen erzwungenen Aufenthalt von mehreren Monaten nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, begaben sich die beiden Reisenden nach Pola in Istrien, um dort die Überreste der römischen Bauten zu vermessen und zu zeichnen. Im November 1750 kehrten sie dann nach Venedig zurück, doch erst im Januar des folgenden Jahres bot sich eine günstige Schiff Gelegenheit. Über Zante, Patras, Korinth und Megara reisten sie weiter und am 17. März 1751, ein Jahr nach ihrer Abreise aus Rom, kamen sie im Piräus an, am Tag darauf sind sie am Ziel – in Athen.

Unverzüglich begannen Stuart und Revett mit der Arbeit. Die Leitung des Unternehmens lag in den Händen von Stuart, der auch die Zeichnungen der Gesamtansichten und der Skulpturen besorgte. Die Vermessung der Bauten und die Zeichnung der Schnitte, Pläne und architektonischen Details oblagen Revett. Fast zwei volle Jahre waren sie emsig und mit großem Erfolg beschäftigt – wenn auch nicht ohne ernsthafte Schwierigkeiten

mit der türkischen Besatzung in Athen. Bei der Aufnahme des Thrasyllos-Monuments am Südabhang der Akropolis, hoch über dem Dionysostheater, konnten sie nur mit knapper Not unverletzt dem Steinhagel entkommen, den die türkischen Wachmannschaften auf der Akropolis auf sie niedergehen ließen. Bald darauf aber, im März 1753, wurden die Schwierigkeiten und Unruhen so bedrohlich, daß Stuart und Revett es vorzogen, Athen für unbestimmte Zeit zu verlassen. Nach einer mehrmonatigen Reise auf die griechischen Inseln kehrten sie im Juni noch einmal nach Athen zurück, in der Hoffnung, ihre Arbeiten nunmehr ungestört beenden zu können. Doch wieder sahen sie sich getäuscht: abermalige Schwierigkeiten und ein ernsthaftes Zerwürfnis mit ihrem habgierigen Wirt, das in handgreifliche Tätlichkeiten ausartete, zwangen sie schon nach wenigen Monaten, noch vor der endgültigen Beendigung ihrer Arbeiten, Athen erneut zu verlassen. Stuart, der sich um bessere Sicherung und weitere Unterstützung für ihr Unternehmen bemühen wollte, brach mit einer türkischen Reisegesellschaft nach Konstantinopel auf. Aber schon bald zerstritt er sich mit seinen türkischen Begleitern und reiste allein nach Saloniki weiter, wohin er den in Athen gebliebenen Revett nachkommen ließ – nunmehr endgültig entschlossen, die Arbeiten in Athen abzubrechen. Im April 1754 verließen die beiden Saloniki, nicht ohne vorher noch einige der dortigen antiken Bauwerke gezeichnet zu haben. Über Smyrna und Marseille, wo sie zu guter Letzt noch einen Monat in Quarantäne festgehalten wurden, kehrten sie endlich Anfang des Jahres 1755 nach England zurück.

Fast vier volle Jahre waren Stuart und Revett unterwegs gewesen, davon zwei Jahre allein in Athen. Die Ausbeute ihrer Unternehmung war gewaltig: unzählige Zeichnungen, Schnitte und Pläne, eine Unmenge von Notizen, Nachrichten und Beschreibungen. All dies Material galt es nun auszuarbeiten und systematisch zu ordnen, die Zeichnungen in Kupfer zu stechen, um die Drucklegung vorzubereiten. Bei all diesen Arbeiten wurden Stuart und Revett finanziell von einer Gesellschaft unterstützt, der in der Geschichte der Erforschung des klassischen Altertums ebenfalls ein besonderer Ehrenplatz gebührt: der „Society of Dilettanti“ in London. Diese im Jahre 1733 gegründete Vereinigung, deren Mitglieder fast ausschließlich junge Adelige waren, hatte zunächst allein den einzigen Zweck, in gesellschaftlichen Zusammenkünften die Erinnerung an die unbeschwertfröhlichen Tage der Grand Tour, der Bildungsreise in Frankreich und Italien, wachzuhalten und zu pflegen. Mehr und mehr



Aufriß der Vorderseite des Thrasylos-Monuments. (Stuart und Revett a. a. O., Bd. II, Ch. IV. Tafel 3, London 1789).

entwickelte sich jedoch diese Gesellschaft der Dilettanten, der Liebhaber der klassischen Länder und der Antike, zur Förderin altertumskundlicher Studien aller Art, insbesondere von Reisen. Stuart und Revett waren bereits im Jahre 1751 – soweit man feststellen kann als erste Bürgerliche – zu Mitgliedern der Society gewählt worden, die jetzt ein lebhaftes Interesse am Fortschritt der Vorarbeiten für die geplante Publikation bekundete und tatkräftig eingriff. Trotz ihrer Unterstützung kamen die Vorbereitungen jedoch nur schleppend voran, die Veröffentlichung verzögerte sich noch um viele Jahre.

Die Quittung sollte nicht ausbleiben. Als nämlich Stuart und Revett 1748 in Rom die erste Ankündigung ihres geplanten Unternehmens der Öffentlichkeit bekannt gemacht hatten, witterte ein anderer ebenfalls eine Chance: der französische Architekt Julien David Le Roy, der 1754, kaum, daß die beiden Engländer Athen verlassen hatten, dorthin aufbrach. Auch er erhielt die Erlaubnis zu Messungen und Zeichnungen – und in kurzer Zeit hatte er eine Anzahl hübscher, aber keineswegs zuverlässiger Zeichnungen entworfen, die er bereits drei Jahre später (1758) in einem Prachtwerk mit dem Titel „Les ruines des plus beaux monuments de la Grèce“ (Die Ruinen der schönsten Denkmäler Griechenlands) auf großen Kupfertafeln dem Publikum vorlegte. Dieses Werk, von dem ein Jahr später auch eine englische Ausgabe erschien, war kaum ein wesentlicher Fortschritt

gegenüber den bisherigen Publikationen, zumal der Autor die falschen Meinungen und Nachrichten früherer Reisender unkritisch übernommen hatte. Dennoch lief Le Roy's Werk zunächst der noch nicht erschienenen Publikation von Stuart und Revett den Rang ab. Die Kenner jedoch sahen sehr bald seine Fehler und warteten weiterhin mit steigender Ungeduld auf den ersten Band von Stuarts und Revetts Werk. Im Jahre 1761 schreibt Winckelmann in seinen „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“: „Dieses Werk erwartet man mit großem Verlangen: denn es wird weiltäufiger und ausführlicher werden, als die Arbeit des Herrn Le Roy ist, weil jene so viele Jahre, als dieser Monate, in Griechenland gewesen sind.“

Ein Jahr darauf erschien endlich der allgemein mit Spannung erwartete erste Band von Stuarts und Revetts Werk unter dem Titel „The Antiquities of Athens“ (die Altertümer von Athen) – aber er enthielt nicht die klassischen Bauten der Akropolis, sondern nur einige wesentlich unbedeutendere Bauwerke der Stadt Athen, in der Mehrzahl aus hellenistischer und römischer Zeit, ausgewählt zur Illustration der verschiedenen Säulenordnungen, die in der antiken Architektur Verwendung fanden. Die Enttäuschung war nicht gering, zumal unter den wirklich interessierten Fachleuten, die sich weitaus mehr erhofft hatten als lediglich eine Auswahl dekorativer Systeme. Winckelmann mag den Gedanken vieler Zeitgenossen Ausdruck gegeben haben, als er in einem Brief vom 22. 9. 1764 an Fueßli schrieb: „Es ist der erste Band der Antiquities of Greece von Mr. Stuart hier angekommen; findet aber ebensowenig als in England Beyfall. Denn dieser ganz große erste Band fängt an mit Kleinigkeiten wie der Turm der Winde ist, wo alle Figuren auf großen Blättern gestochen sind, und man siehet, es hat ein großes Buch werden sollen. Monstrum horrendum ingens, cui lumen ademptum“ (ein Ungeheuer furchtbar und gewaltig, dem man das Licht genommen). Beim englischen Publikum war die Aufnahme des Werkes freilich wesentlich günstiger. Allgemein zollte man den Autoren große Ehren und Anerkennung, das Interesse steigerte sich zeitweilig sogar zu modischer Begeisterung.

Nicht lange nach Erscheinen des ersten Bandes kam es zu einem ernsthaften Streit zwischen Stuart und Revett um die Fortsetzung der Publikation. Die Ursache ist heute kaum noch mit Sicherheit festzustellen – doch läßt sich vermuten, daß Revett darüber verärgert war, daß Stuart sich lieber in seinem neu errungenen gesellschaftlichen Ruhm sonnte, als Anstalten zu machen, die



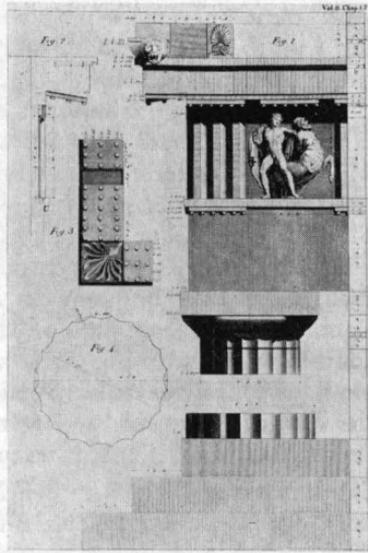
Turm der Winde mit der Akropolis im Hintergrund (Stuart u. Revett a. a. O. Bd. I, Ch. III, Tafel 1, London 1762).

weiteren Bände der Publikation vorzubereiten. Was immer auch die Gründe für diesen Streit gewesen sein mochten – er endete damit, daß Revett seinen Anteil an dem aus Griechenland mitgebrachten Material gegen eine pauschale Abfindung an Stuart verkaufte. Bei der Beilegung dieses Streites, der doch letztlich ein endgültiges Zerwürfnis für die ehemaligen Freunde bedeutete, war als schlichtende Instanz wiederum die Society of Dilettanti beteiligt, die für Revett schon neue Aufgaben bereit hielt.

Zu jener Zeit besaß die Gesellschaft nämlich einen recht beträchtlichen Finanzüberschuß, den sie auf Beschluß ihrer Mitglieder zur Ausrüstung und Finanzierung einer neuen Expedition verwenden wollte, die diesmal vornehmlich nach Kleinasien gehen, auf der Rückreise aber auch Griechenland und Athen aufsuchen sollte, um zur Ergänzung des von Stuart und Revett mitgebrachten Materials weitere Zeichnungen zu machen. Zum Leiter dieser Expedition, an der neben Revett noch der begabte junge Maler William Pars teilnahm, wurde der Philologe Richard Chandler bestellt. Im Juni 1764 ging die Reise über die Dardanellen nach Smyrna, von wo aus die drei Teilnehmer fast ein volles Jahr lang Exkursionen im westlichen Kleinasien unternahmen und dort die antiken Bauten vermaßen und beschrieben. Im August setzten sie nach Athen über, von wo aus sie ebenfalls wissenschaftliche Erkundungsreisen in die nähere und weitere

Umgebung unternahmen, bis hinein in die Peloponnes. Bei einer dieser Exkursionen setzte Chandler auch als erster Altertumsforscher seinen Fuß auf den über Jahrhunderte vergessenen Boden des Heiligtums von Olympia. Das gesamte Ergebnis dieser Expedition nach Kleinasien und Griechenland ging in den Besitz der Society of Dilettanti über, die frei darüber verfügen konnte. Einen beträchtlichen Teil dieses Materials veröffentlichte sie schon wenige Jahre später – 1769 – in einem prunkvoll ausgestatteten Band der „Ionian Antiquities“ (Jonische Altertümer, ein zweiter Band folgte 1797), dem das durch den ersten Band der Antiquities of Athens angeregte Interesse reichlich zugute kam.

Der zweite Band der Publikation von Stuart und Revett ließ jedoch noch immer auf sich warten. Zwar war auch bei seiner Vorbereitung die Society of Dilettanti wiederum mit ideeller und materieller Unterstützung eingetreten und hatte Stuart eine nicht geringe Anzahl Zeichnungen von Revett und Pars aus dem Material der jonischen Expedition zur Publikation zur Verfügung gestellt – vor allem Ansichten des Parthenon, insbesondere von Teilen des Frieses, die seinerzeit von Stuart übergeben worden waren. Doch selbst diese Unterstützung konnte die Publikation nicht entscheidend vorantreiben. Hatte man auf das Erscheinen des ersten Bandes der Antiquities of Athens sieben Jahre warten müssen, so sollten nun noch einmal 27 Jahre vergehen, ehe der zweite Band erschien. Eine letzte Verzögerung ergab sich schließlich noch durch Stuarts Tod im Jahre 1788 – ein Jahr später brachte dann seine Witwe, unterstützt durch W. Newton, den zweiten Band der Antiquities of Athens heraus. Er enthielt nun endlich die so lange erwarteten Ansichten und Pläne der klassischen Bauten der Akropolis von Athen – des Parthenon mit seinem reichhaltigen Skulpturenschmuck, des Erechtheion, des Dionysos-Theaters und des choregischen Weihgesenks des Thrasyllos am Südabhang der Akropolis, sowie der Propyläen. Damit war – wenngleich ungeheuer verzögert – der wichtigste Teil der so reichhaltigen Ergebnisse von Stuarts und Revetts Reise nach Athen veröffentlicht. Für die Publikation des restlichen Materials übernahm nach dem Tode von Stuart die Society of Dilettanti offiziell die Schutzherrschaft. 1794 erschien der dritte, im wesentlichen die antiken Bauten der Stadt Athen enthaltende Band. Der vierte, der außer den Zeichnungen der römischen Bauten in Pola und einigen Varia und Addenda noch einmal 34 Tafeln mit Zeichnungen des Parthenonfrieses enthielt, erschien 1816 – im gleichen Jahr, in dem nach langen Debatten



Schnitt durch das Gebälk des Parthenon. (Stuart u. Revett a. a. O. Bd. II, Ch. I, Tafel 6, London 1789).

und Untersuchungen das englische Parlament den Ankauf der von Lord Elgin nach London gebrachten Skulpturen des Parthenon beschloß, die noch heute die Prunkstücke des Britischen Museums in London sind.

Fast sieben Jahrzehnte liegen zwischen jenem Aufenthalt in Rom, während dem die beiden jungen Engländer den Plan zu ihrer gemeinsamen Griechenlandreise gefaßt hatten, und dem Erscheinen des vierten und letzten Bandes der *Antiquities of Athens*, der dem gebildeten Publikum die letzten Früchte dieser Unternehmung vorlegte. Ohne Zweifel war diese Publikation zu ihrer Zeit das Standardwerk über Athen und die griechische Baukunst, das an Ausführlichkeit und Genauigkeit von keinem Vorgänger und auch keinem seiner unmittelbaren Nachfolger übertroffen wurde. Die bedeutendsten Geister jener Zeit bezogen aus diesem Werke ihre Kenntnisse über die Bauten des antiken Athens. Eine der wenigen Zeichnungen, die Winckelmann je von den Skulpturen des Parthenon gesehen hat, war ein Blatt Stuarts, das er schon 1758 in Rom erhalten hatte. Auch Goethe hat aus den *Antiquities of Athens*, die er seit Mitte Mai 1795 aus der Weimarer Bibliothek entliehen hatte und mit denen er sich lange und eingehend beschäftigte, ausführliche Kenntnisse der klassischen Bauten in Athen und vor allem des Parthenonfrieses gewonnen.

Aber nicht nur im theoretischen Bereich der Wissenschaft und der Kunstbetrachtung hat Stuarts und Revetts Werk seine deutlichen Spuren hinterlassen – auch auf die praktische Architektur der folgenden Jahrzehnte hat es unmittelbar gewirkt. In England wurde es nach dem Erscheinen bereits des ersten Bandes *Mode*, sich regelrechte Architekturkopien antiker Bauten in Originalgröße errichten zu lassen, die dann an besonders markanten Stellen einer Parkanlage aufgestellt wurden. Und in Berlin beeindruckten die Zeichnungen der gewaltigen Anlage der Propyläen, die im zweiten Bande der *Antiquities* enthalten waren, den Baumeister Langhans so sehr, daß er unmittelbar darauf seinen Plan für die Errichtung des Brandenburger Tores konzipierte – ein Bauwerk, das noch heute lebendiges Zeugnis für die Wirkung der durch Stuart und Revett vermittelten Architektur des klassischen Athen auf die Architektur des Klassizismus ablegt.

Trotz mancher Mängel in den Messungen und Zeichnungen hat aber das Werk der beiden Engländer auch für den heutigen Archäologen noch seinen unbestreitbaren Wert – vermittelt es ihm doch genaue Unterlagen, Pläne und Ansichten von einigen heute nicht mehr existierenden antiken Bauwerken, die aber zur Zeit des Aufenthaltes von Stuart und Revett in Athen noch unbeschädigt aufrecht standen. Es sind dies der im Jahre 1778 bei der Errichtung einer Stadtmauer für Athen abgetragene jonische Tempel am Ilissos aus dem 5. Jahrhundert, von dem heute nur noch geringfügige Reste der Fundamente und einige Platten seines skulptierten Frieses erhalten sind, und das choregische Monument des Thrasyillos, das dieser im Jahre 319 v. Chr. als Dank für einen Sieg im Tragödienwettstreit hoch über dem Dionysos-Theater errichten ließ und dem Gotte Dionysos weihte.

Jene nahezu siebzig Jahre, die das Unternehmen von Stuart und Revett von der ersten Idee bis zum Erscheinen des letzten Bandes der *Antiquities of Athens* umspannt, bilden die erste Epoche einer intensiven Hinwendung zum klassischen Griechenland und seiner Kunst – der Skulptur ebenso wie auch der Architektur –, eine Epoche, die durch das Werk Winkelmanns auf das entscheidendste befruchtet und bestimmt worden ist. Winkelmanns überragende Rolle für die Geistesgeschichte dieser Epoche läßt allzu leicht die Bedeutung mancher seiner Zeitgenossen zu gering einschätzen. Doch sollte man das Verdienst von Männern wie Stuart und Revett nicht schmälern, denen es in erster Linie um die exakte Erfassung des vorgefundenen Materials, um eine genaue Vermessung, Aufnahme und Beschreibung der Denkmäler ging – ohne dabei gleichzeitig ein kunsttheoretisches Lehr-

gebäude der antiken Architektur zu errichten, wie es Winckelmann für die antike Plastik getan hat. Nennt man diesen zu Recht heute den Begründer der Archäologie als einer Wissenschaft von der antiken Kunst, so muß man Stuart und Revett als die Begründer einer exakten Bauforschung bezeichnen, deren Unternehmen den Beginn einer neuen Kenntnis von nunmehr auch griechischer Baukunst markiert, zugleich aber auch den Anfang einer neuen Art wissenschaftlicher Erforschung der antiken Architektur und Topographie. In den vier Bänden der *Antiquities of Athens* haben sie sich und ihrer gemeinsamen Unternehmung ein würdiges Denkmal gesetzt.

Cyriacus von Ancona, Jacques Spon, der Marquis de Nointel und schließlich auch Stuart und Revett – sie alle haben mit ihren Reisen und Publikationen entscheidenden Anteil an der fortschreitenden Erweiterung und Vertiefung der Kenntnis vom klassischen Altertum gehabt. Ihr Beitrag für die Erforschung der Antike ist unersetzlich, auch wenn ihr Werk heute in vielen Punkten durch neue Funde, neue Ausgrabungen, neue Untersuchungen überholt sein mag. Sie waren Wegbereiter der Wissenschaft vom klassischen Altertum – Pioniere der Archäologie. Und durch die archäologische Wissenschaft wurden Athen und mit ihm ganz Griechenland dem Vergessen entrissen, dem es für viele Jahrhunderte anheimgefallen war. Europa kehrte zurück zu den Anfängen seiner Kultur – geeint in der alle Länder umfassenden geistigen Bewegung des Philhellenismus, die sehr bald auch ihre konkreten politischen Folgen zeitigen sollte. „So erwachte“ – schrieb F. Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“ – „die Liebe des Menschengeschlechtes zu Athen wieder durch die zur Macht gewordene Wissenschaft . . . und sie verbreitete in allen gesitteten Ländern eine zweite Renaissance des Hellenismus, der der wirklichen Befreiung Griechenlands wie eine Morgenröte vorausging“.

Hans Dragendorff.

BRIEFE AN SEINE ELTERN

Hans Dragendorff, Sohn des Professors für Pharmakologie Dragendorff in Dorpat, wurde dort am 15. 10. 1870 geboren und starb am 29. 1. 1941 in Freiburg-Breisgau. Er hat in Dorpat die Schule besucht und sein Abitur gemacht, studierte Archäologie in Berlin und Bonn und bereiste 1895 als Stipendiat des Archäologischen Institutes Berlin Italien, Griechenland und Kleinasien. 1899 wurde er Professor für Archäologie in Basel, 1902 Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt/Main und 1911 Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin. Als solcher wurde er Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften. 1921 folgte er einem Ruf als Professor für Archäologie in Freiburg-Breisgau. Er hat Grabungen in Thera, Haltern/Westfalen, Mykene und an anderen Orten durchgeführt.



Athen, den 4. 11. 1895

Meine Lieben!

Daß ich glücklich und befriedigt von meiner Tour zurückgekommen, hat Euch meine Karte bereits gemeldet. Dr. Bodensteiner, Fredrick und ich fuhren Dienstagmorgen zunächst mit der Bahn nach Korinth. Von dort gings per Wagen nach der Stätte des alten Korinth, die ziemlich weit landeinwärts liegt. Hier sahen wir uns zunächst die Tempelreste an, die sehr altertümlich sind und begannen dann nach Akrokorinth hinaufzuklettern, was uns rechten Schweiß kostete, denn der Weg ist sehr sonnig, steil und schlecht. Aber wir kamen doch hinauf und wurden durch herrliche Aussicht belohnt. Zwar war etwas dunstige Luft, aber man sah doch noch sehr weit, nach Arcadien hinein, auf der anderen Seite über den Meerbusen von Korinth nach Böotien und Phokis hin. Die korinthische Ebene, der schmale Isthmus, der saronische Busen, Salamis, Aigina liegen wie eine Landkarte da. Auf Acrokorinth sind riesige mittelalterliche Befestigungen, die aber zum

Theil auf griechischen stehen, ein merkwürdiges Gewirre von Mauern Thoren und Thürmen. Die Photographie giebt den Gipfel wieder. Ich habe, wie Ihr seht, meine ersten Versuche hier gemacht und bin ganz zufrieden. Das schwierigste ist das Trocknen der Abzüge, ohne daß der elende Kalkstaub darauf fliegt. Da muß ich mir noch eine Einrichtung schaffen.

Nachdem wir wieder herunter geklettert waren, fuhren wir noch mit der Bahn nach dem Dorfe Kiato und nun hieß es in dem Neste Unterkunft finden. Herbergen gabs, wie meist, nicht. Nach längeren Verhandlungen verschafften der Gendarm und ein Kaufmann uns in einem Hause Quartier. Dort wurde uns zunächst noch eine Abendmahlzeit bestehend aus Fisch und Eiern, bereitet. Dazu tranken wir den lieblichen Rezinatwein – gräulich, schmeckt wie Terpentin, man kommt erst allmählich dahinter, daß die Grundsubstanz wirklich Wein ist. Es sollen bis 11 Prozent Kiefernharz drin sein! – Aber es war recht amüsant, unten saßen einige Bauern und sangen griechische Volkslieder, ein melancholisches Gemaunze in Tonarten, die es auf keinem Instrument giebt, Melodram mit Coloraturen könnte man es am ehesten nennen. Es wird auf einem gitarrenartigen Wimmerholze immer der gleiche Akkord dazu gegriffen. Endlich suchten wir den uns angewiesenen Raum auf, wo Decken auf den Boden gebreitet waren, die wir durch unsere Plaids ergänzten, warfen eine überflüssige Katze aus dem Local und begaben uns zur Ruhe. Nun aber begann der Kampf mit den Wanzen. So etwas habe ich nicht für möglich gehalten. In ganzen Klumpen erschienen sie, von allen Größen, mindestens 7 Generationen. Einige Decken wurden als gänzlich hoffnungslos einfach in eine Ecke des Zimmers gestopft. Die anderen suchte man allmählich zu säubern. Ich habe mindestens 100 erlegt. Insektenpulver half nichts. Ich sah eine fette Wanze hohnlachend mitten durch den magischen Kreis, den ich um mich gestreut, marschieren. Schließlich schläft ein müdes Gebeine selbst auf solchem Lager ein. Aber wir waren doch ganz froh, als wir morgens um $\frac{1}{2}7$ wieder zum Tempel draußen waren und losmarschierten. So ein griechischer Morgen ist ein ganz raffinierter Genuß. Alles ist so blau und duftig, Meer, Berge, die Luft so frisch und rein. Die Sonne kommt schon schön hinter den Bergen heraus und scheint auf die braune Ebene. So gingen wir landeinwärts bis zu einem kleinen Ort, der auf der Stelle von Sikyon liegt. Auch hier hatten wir, wie in jedem griechischen Dorf, gleich einen „Freund“, der uns bevaterte und führte. Zunächst luden wir ihn zu einem Schnaps in die Schenke. Als wir dort saßen,

erschieden plötzlich zwei ganz schmierige, zerlumpte Männer, die sich bei näherem Zusehen als der Direktor der amerikanischen archäologischen Schule in Athen mit einem seiner Schüler entpuppten. Darob natürlich große Freude. Sie hatten eine Tour im Peloponnes gemacht und waren zuletzt von Phlius im Asoposthal abwärts gestiegen, so und so oft über den Berg geklettert, schließlich konnten sie in der Nacht vor Ermüdung nicht mehr weiter und hatten sich auf dem Wege zum Schlafen hingelegt. Als es dann hell wurde merkten sie, wie das ja so sein muß, daß sie ungefähr 10 Minuten vom Dorf waren und kamen nun fröhlich anmarschirt, höchst überrascht, in dem Dorf nun auch noch Europäer zu treffen. Wir thaten uns nun zusammen, sie hatten noch Brot, wir etwas Conserven und Wein und so hielten wir ein fröhliches Mahl im alten Theater. Dieses Theater ist besonders interessant, weil die Wände des Szenengebäudes zum Theil aus dem Felsen gehauen sind, bei späteren Umbauten also nicht verändert werden konnten. Den Rest der Fahrt machten wir zusammen, erreichten am Mittag die Bahn, sammelten in Korinth noch zwei Stipendiatinnen der Amerikaner auf und kamen Abends hier wieder an. Um uns eine bene zu thun, backte das Hotel für seine Deutschen veritable Pfannekuchen (!), welche ganz vorzüglich gerieten. Sonst ist ein Hauptprinzip, wenn man auf der Karte ein türkisches Gericht findet, dieses zu essen. Die Türken sind Feinschmecker. Alles türkische ist immer sehr schmackhaft.

Athen, den 11. 11. 1895

Gestern als am Sonntage benützten wir das herrliche Wetter zu einer Besteigung des Hymettos. Fredrick und Hr. Ferber, ein junger Deutscher, der eine Orientreise zu seinem Vergnügen macht und dessen wir uns hier annahmen, ein sehr netter frischer Junge, waren mit. Wir rückten Morgens aus, zuerst in der Ebene bis an den Fuß des Hymettos, wo die Klosterruine Käsariani liegt, ein reizend idyllisches Fleckchen, ganz versteckt in den Hügeln, mit hohen Cypressen und Pappeln. Nach kurzer Rast gings dann weiter, den steinigen kahlen Abhang hinauf; Wege giebt's nicht, man klettert über die Steine, mehrfach auf allen Vieren, etwa zweieinhalb Stunden. Die Aussicht oben ist wundervoll, man übersieht ganz Attica: auf der einen Seite hat man die Athenische Ebene, den Meerbusen mit Aigina, Salamis, den Isthmus, die ganze Argotio und endlich den Peloponnes in der Ferne. Auf der anderen Seite sieht man die Marathonische Ebene, Euboea, und weithin das Meer mit den Kykladen. Das ist wunder-

hübsch, wenn man so hinter einer Insel wieder Meer sieht, dann wieder eine Insel und so fort, wie Coulissen vor einandergeschoben. Hinter einem Steinhaufen bauten wir uns 3 Sitze und einen Speisetisch, von echt kyklopischen Mauerwerk, und tafelten dort höchst vergnüglich unsere mitgebrachten Vorräte. Nach etwa eineinhalb Stunden gings wieder herunter, im Kloster bei den guten Bauersleuten wurde wieder etwas geruht und bei guter Zeit waren wir wieder in Athen.

Eben komme ich aus dem Piraeus zurück. Herr Ferber reiste nach Constantinopel weiter und ich brachte ihn auf den Lloyd-dampfer heraus und dort tranken wir noch ein gutes Glas deutschen Bieres, ein lange entbehrter Genuß. Hier in Griechenland wird man wirklich zur Mäßigkeit erzogen, wenn ichs noch nötig hätte. Wenn man mal ein Stündchen zusammensitzen will, ist die Frage nach dem Getränk schwierig. Die leichteren Weine nach europäischer Art sind einem bald über, sie schmecken so parfümiert und man spürt sie nach der kleinsten Quantität am nächsten Tage im Kopfe. Ich glaube, die sind mächtig geschmiert. Sehr schön sind die süßen Weine von Samos oder Kephallenia. Aber mehr wie ein Glas trinkt man davon ja auch selten. Billig ist der Wein allerdings. Diese süßen Inselweine werden direkt vom Faß verschenkt. Das Glas kostet 10 Lepta, das sind etwa 4 Pfennige! Die halbe Flasche Rotwein, die wir Mittags im Hôtel trinken, kostet 40 Lepta, keine 20 Pfennig.

Athen, 13. 7. 96

Freitag fahre ich für einige Zeit nach der Insel Santorin (Thera) herüber, um dort bei den Ausgrabungen zu helfen. Herr von Hiller, ein junger Berliner Gelehrter, gräbt dort auf dem Gebiet der alten Stadt. Er bat mich schon im Frühjahr, als er hinging, einmal etwas herüber zu kommen und in der Necropole zu graben. Er selbst ist mehr Epigraphiker und wollte das nicht auf eigene Faust unternehmen. Er schrieb jetzt noch verschiedentlich deshalb, auch ans Institut und so werde ich dann hinwandern, denn gerade auf diesem Gebiete können eventuell wichtige Funde gemacht werden, die mir auch persönlich besonders nahe liegen. v. Hiller gräbt auf eigene Kosten, hat früher auch schon in Magnesia gegraben, mit Dörpfeld zusammen das Thater aufgedeckt. Es ist bei ihm ganz besonders anzuerkennen, daß er, obgleich sein eigenes Interessengebiet Inschriftenforschung ist, doch immer seine Ausgrabungen in weitestem Umfange und nach allen Richtungen durchführt. – So muß man diese Gelegenheit, wo er die Mittel für die Gräberforschung her-

geben will, dankbar benutzen. Hoffentlich haben wir Glück! – Ihr werdet lachen, daß ich schon wieder mich in Bewegung setze. Aber es ist hier einmal so. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen. – In Thera wird es wohl kühler sein als hier. Auf dem kleinen Inselchen ist immer etwas Seewind. Die Briefe schickt bitte immer hier her. Von hier werden sie uns herüber geschickt; sie wissen hier immer, wann ein Dampfer geht (2–3 mal die Woche). Für allernötigste Fälle ist Telegrammadresse Thera, consulat allemand. Wir haben dort ein Viceconsulat.

Thera, den 23. 7. 96

Meine Lieben!

Ich fange meinen Brief schon heute an, damit er bis zum Abgang des Schiffes fertig wird. Die Zeit ist hier sehr knapp und man muß jede Minute sich absparen.

Freitag Abend begab ich mich im Piraeus auf den Dampfer Athena. Eine Stunde nach der regelmäßigen Fahrzeit gingen wir auch in See. So eine Fahrt auf einem griechischen Dampfer ist ein eigenes Ding. Es gibt zwar 3 Klassen. Aber die Griechen kümmern sich wenig darum. Das Verdeck wird ganz als gemeinsames Eigentum betrachtet, sodaß der Passagier I. Klasse oft gar nicht recht weiß, wo er bleiben soll. Da es in den Kabinen natürlich bei der Sommerhitze unerträglich war, blieben die meisten Passagiere oben und lagerten sich für die Nacht auf Deck. Ich führte für meinen hiesigen Aufenthalt ein Feldbett mit, das dem Institut gehört, und kam auf den genialen Gedanken, dieses auf Deck aufzuschlagen. Hier war es natürlich herrlich und ich schlief bald ein. Kaum passierten wir Sunion, da ging aber ein fröhliches Schaukeln los, das sich immer mehr steigerte, je weiter wir kamen. Mit dem Schlafen war es nun so ziemlich vorbei, denn es erhob sich sofort ein wildes Stöhnen überall. Ich kenne kein Volk, das so an Seekrankheit leidet und das auch für so selbstverständlich hält, wie die Griechen. Sie betrachten es quasi als eine besondere Eigenschaft der Europäer, daß sie nicht krank werden. Die ganze Gesellschaft spie, und zwar nicht über Bord, sondern blieb stöhnend einfach auf dem Verdeck liegen. Es war eine liebevolle Wirtschaft. Ein glücklicher Vater mit 4 oder 5 Töchtern, die er aus der Schule in Athen geholt hatte, war entschieden am meisten zu bedauern. Selbst war er auch krank. Dabei reizt ja auch wieder nichts sosehr die Bosheit der gesunden Menschen, als dieser Zustand. Ich suchte zu helfen, wo ich konnte, aber viel war nicht zu machen. Das einzige verständige weibliche Wesen auf dem Schiffe war ein zah-

mes Reh, welches – auch bezeichnend für griechische Schiffe – hinten am Steuerrad angebunden war und mich auf meinem Bett immer von Zeit zu Zeit beschnupperte. – Der Sonnenaufgang bei bewegter See zwischen allen Inseln war herrlich. Um 6 kamen wir in den Hafen von Syra, wo wir zwei Stunden aus- und einluden. Alles athmete auf. Dann aber gingen wir wieder hinaus, erst nach Paros, dann nach Naxos, nach Jos und von dort endlich nach Thera hinüber. Die Fahrt war herrlich. Ich hielt mich meist auf der Kapitänsbrücke auf und ließ die andern unten ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Gegen 7 Uhr abends fuhren wir in den alten Krater von Santorin hinein. Die Insel ist mit das Interessanteste an geologischen Bildungen, das ich kenne. An eine kleine Felsinsel hat sich der riesige Krater angesetzt. Der Rand desselben ist im Norden und Süden durchbrochen, sodaß die Schiffe hineinfahren können. In der Mitte dieses Sees liegen zwei kleine schwarze Lavafelsen. Bildungen der letzten Eruptionen. Die Insel fällt nach den Meereseiten allmählich ab, nach der Innenseite fast senkrecht. Die Schiffe können bis unmittelbar ans Land fahren, aber nicht Anker werfen; sie liegen direkt am Felsen, mit Seilen angebunden. Oben auf dem alten Rande liegen die Ortschaften, auf der sanft abfallenden Seite die Weinberge. Thera lebt nur von Weinbau. Außer ein paar Feigen giebt es keinen Baum auf der ganzen Insel. Es ist ein überaus eigenartiger Anblick, die kleinen weißen Häuschen überall oben am Felsen angeklebt. Etwas düster sieht es aus, weil der Fels zum großen Theil schwarzbraun ist. – Da es am Abend zu spät war, noch den schlechten Weg zu den Ausgrabungen zu machen, blieb ich in dem Gasthaus in der Stadt über Nacht. Der Blick von dem hart am Rande des Felsens liegenden Hause war überraschend schön. Den ganzen Krater übersah man, das Meer ganz silbern im Mondschein zwischen den schwarzen Felsen. Unten im Hafen die Schiffe, denen man direkt auf Verdeck sieht.

Die Nacht verlief ganz gut, blos die Fliegen und Mücken störten etwas. Um 6 Uhr brach ich auf, um vor der großen Hitze hier anzukommen. Herr von Hiller hatte mir einen Mann entgegengeschickt, der mich schon am Abend in Empfang genommen und versorgt hatte. Nach gut zwei Stunden kam ich hier oben an und suchte mir eine Stelle, die Gräber zu enthalten schien, aus. Montag in der Frühe begann die Arbeit. Wir fanden auch später einige Gräber und Reste von alten, die bei der Anlage der späten zerstört waren. Da hier die Hoffnung intakte Gräber zu finden ziemlich gering war, gingen wir am Dienstag

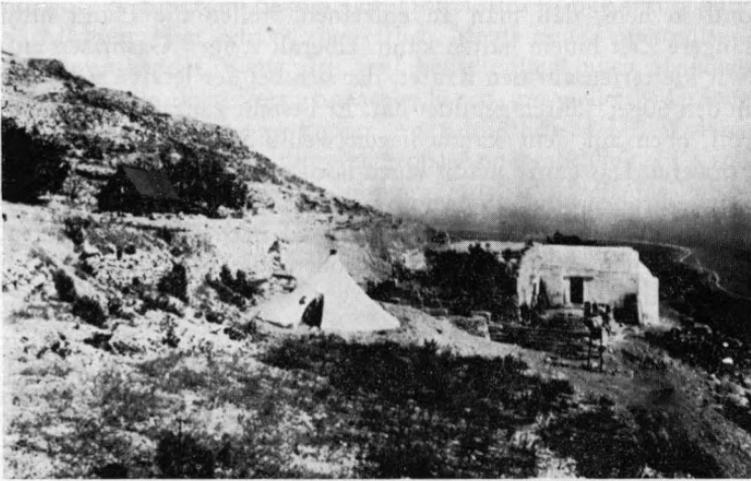
etwas weiter und kamen an den wahren Fleck. Ich war ganz baff über das, was ich fand und glaube, daß wir hier ein schönes Material sammeln werden. Die Gräber sind sehr alt, 7. bis 8. vorchristliches Jahrhundert, eine Menge Vasen verschiedener Größe, darunter vollkommen unzerbrochene, einige bis fast einen Meter hoch. Daneben kommen auch jüngere Gräber vor. Ich kam am Dienstag kaum den Arbeitern nach. Die 30 Mann gruben an verschiedenen Stellen und ich mußte immer nur hin und herlaufen um nachzusehen, zu notieren usw. Abends konnte ich Hiller schon eine ganz stattliche Reihe von Gefäßen bringen. Zum Glück war er soweit wieder hergestellt, daß er mir den größten Teil der Arbeit wieder abnehmen konnte. Denn beim Gräberforschen geht es nicht, wenn man zu sehr eilt. Ich grabe jetzt immer mit 8 Mann des Nachmittags und ordne dann morgens die Funde, lasse sie säubern und bezeichne sie. So glaube ich, werde ich am besten Ordnung halten können. – Da in unserer Kirche kein Platz mehr war, so wurde in ganz primitiver Weise ein Raum abgegrenzt, wo mein Museum sich befindet. Hoffentlich geht es so gut weiter, wie bisher.

Heute Abend hoffe ich Nachricht von Euch zu erhalten. Es soll Post kommen.

Thera, den 29. 7. 96

Meine Lieben!

Mir geht es vorzüglich. Meine Grabungen haben bis Sonnabend sehr hübsche Resultate gehabt. Wir mußten ein Extra „museum“ bauen lassen, um sie vorläufig unterzubringen. Die letzten 3 Tage waren wir leider ziemlich lahm gelegt. Der Wind, der hier immer weht, steigerte sich zu einem solchen Sturme, daß die Leute nicht mehr arbeiten konnten. Ich habe so etwas noch kaum erlebt. Als ich das letzte Mal zu meinem Ausgrabungsplatze ging, wurde ich auf dem schlechten Bergwege einmal einfach umgeworfen. Die Arbeiter, die ihre Geräte, Körbe, Schiebkarren zu tragen hatten, kamen überhaupt nicht von der Stelle. Als ich sah, daß nichts zu wollen sei und zurückging, fand ich sie überall gestrandet am Wege liegen, den einen hier, den andern dort. Eine Abnahme des Windes ist noch nicht recht zu spüren. Aber ich hoffe auf morgen, da der Wind jetzt gegen Abend seine Richtung etwas geändert hat. Ich habe die Zeit benutzt, um meine Schätze genauer durchzusehen und angefangen, Zeichnungen zu machen. Was die Verarbeitung der Funde anlangt, so sagte mir Herr von Hiller, er wolle am liebsten ein eigenes Buch machen, in dem alle Ergebnisse seiner Expedition vereinigt



Alt-Thera. Unterkünfte der Ausgräber – zwei Zelte und – rechts – eine halberfallene ehemalige Kapelle.

würden, auch die neue Karte, die Herr Wilsky anfertigt und die meteorologischen Beobachtungen. Ich sollte den Abschnitt über die Vasen schreiben und ihm wäre es am liebsten, wenn ich auch die Bearbeitung der Skulpturfunde übernehme, da er zu den Sachen wenig Föhlung habe. Er macht dann die Architektur und Epigraphik. Er kann sich den Luxus eines schön ausgestatteten Werkes wohl leisten. Bitte sprecht darüber aber noch mit Niemand. Ich weiß nicht, ob ihm das angenehm wäre. Ich schrieb es nur in bezug auf Papas Frage. v. Hiller ist der letzte, der andere ausnutzte, ohne daß sie etwas davon hätten. Er sieht es immer als eine Gefälligkeit an, daß ich gekommen bin, während ich ihm eigentlich zu Dank verpflichtet bin dafür, daß er mich einlud. Daß ich mich nicht lange besann, seiner Aufforderung zu folgen, schien mir einfach Pflicht, wo einmal jemand für einen solchen Zweck bereit ist, Mittel zur Verfügung zu stellen. Hier bin ich natürlich vollkommen Hillers Gast; seit ich einen Fuß auf Thera gesetzt, habe ich noch nicht Gelegenheit gefunden, einen Pfennig auszugeben. Also auch meinem Geldbeutel wird, um diesen prosaischen Punkt zu berühren, der Aufenthalt hier gut bekommen.

Sonntag begleiteten wir Heyne, der fort mußte, bis Thera und fuhren dann mit dem Boot nach der Kraterinsel herüber. Das war ein höchst interessanter Ausflug. Zwischen den Lavafelsen, die den Krater umgeben, ist das Meer vollkommen gelb-braun

und so heiß, daß man an einzelnen Stellen die Hand nicht längere Zeit hinein halten kann. Überall steigen Gasblasen auf. Wir kletterten auf den Krater, der sich bei der letzten Eruption in den 60er Jahren gebildet hat. Er besteht ganz aus losem Geröll, oben auf dem Rande liegen weiße Schlackenkrusten und Schwefel. Das ganze macht einen höchst unheimlichen Eindruck. Einige Proben von Lava und Schwefel habe ich dort mitgenommen und werde sie gelegentlich einmal nach Rostock schicken, wie auch einige andere Gesteinproben, die ich gelegentlich in Griechenland gesammelt habe.

Sonnabend

Donnerstag konnten wir die Arbeit wieder aufnehmen und ich habe mit viel Glück gearbeitet. Ich bin hier wirklich einmal gleich auf den ersten Anhieb an die rechte Stelle geraten. Jeden Abend kommen wir mit reicher Beute nach Hause. Heute Abend erwarten wir Wolters, der uns einen Besuch abstatten will. Ich bin begierig, was er zu meinen Schätzen sagen wird. Jedenfalls werden sie ihn interessieren. –

Wenn ich von Euch höre, daß es kühler wird und auch regnet, kommt mir das ganz merkwürdig vor. Wir haben gerade die letzten Tage zum ersten Male eine Hitze gehabt, die etwas unangenehm wurde. Zwei Tage vollkommene Windstille und 32 Grad im Schatten, sind unangenehm. Sonst wehen hier im Juli und August fast ständig die frischen Nordwinde, oft nur zu kräftig, so daß die Arbeiten gestört werden. Eben fängt das Meer wieder etwas an, sich zu kräuseln. So hoffen wir auf Kühlung. Ich kann zum Glück ein ziemliches Quantum Hitze vertragen, und wenn es mir zu toll wird, lege ich mich irgendwo ein paar Stunden in den Schatten und warte ab. Thera hat nur einen Nachteil, der ist, daß es kein ordentliches Wasser giebt. Quellen giebt es nicht und die Cisternen sind jetzt bereits völlig unbrauchbar für unsere Begriffe. Da schwimmt immer eine ganze Menagerie drin.

Ich lasse meine Arbeiter jetzt bald hier, bald dort graben, um noch einigermaßen die Ausdehnung der Nekropole festzustellen. Ich denke, daß ich in etwa zwei Wochen wieder in Athen bin, um dann bald nach Südrußland zu gehen, damit es nicht zu spät im Jahre wird.

Thera, den 7. 8.

Meine Lieben!

Euern Brief für diese Woche habe ich leider noch nicht erhalten, da unsere athenische Post am Mittwoch ausblieb. So werde ich

ihn wohl erst morgen bekommen. Hoffentlich bringt er mir gute Nachrichten. Hier geht es vortrefflich. Meine Funde mehren sich in beängstigender Weise. Ich will heute einmal auch an einer anderen Stelle einen Versuch machen lassen, um vielleicht Gräber einer anderen Epoche zu finden. Augenblicklich ist Dr. Wolters bei uns zum Besuch, für uns eine große Annehmlichkeit. Er kann in allem so gut raten. Wir konnten gerade in Betreff der Publikation und dergleichen vieles mit ihm besprechen. Es wird hier noch viel Arbeit geben, namentlich für Hiller. Mein Gebiet ist ja unbegrenzter. Ich kann auch schließlich immer einfach aufhören, während bei den architektonischen Ausgrabungen gerade das Abschließen so schwer ist.

Gestern machten wir einen Ausflug nach der Südspitze der Insel, wo sich eine Reihe von interessanten Felsgräbern befinden, die wir zum Vergleich mit unseren einmal sehen mußten. Wir sind hier auf unserer luftigen Höhe aber so verwöhnt. Als wir in die Ebene herunterkamen, da schien uns die Luft so dick und drückend. Wir waren ordentlich froh, als wir wieder unseren steilen Felspfad hinaufgeklettert waren. Manchmal ist der Wind hier ja zu toll, aber meist freut man sich über den schönen frischen Luftzug. Wir brauchen hier die reine Traubenkur. Sie sind schon wunderschön. Ebenso Feigen, Melonen, Arbusen, Mandeln. Bloss der Wein will uns nicht schmecken. Er ist zu schwer für den Sommer und da es auf der ganzen Insel kein ordentliches Wasser giebt, kann man ihn auch nicht verdünnen. Wir trinken daher zum Entsetzen der guten Herren von Thera, die den besten Wein auf ihrer Insel zu haben sich rühmen, entweder attischen rezinierten Wein oder deutsches Flaschenbier, ein Luxus, den man sich in Athen nicht gestattete. Aber Hiller ist in solchen Dingen ein großer Schlemmer.

Sonnabend feiert der Heilige Elias, dessen Kloster in der Nähe liegt, seinen Feiertag. Da das Terrain, auf dem wir graben, dem Kloster gehört und die Leute uns sehr wohlwollend entgegenkommen, gingen wir auch hinauf, um unseren Glückwunsch abzustatten. Es war ein höchst origineller Tag. Der Gottesdienst war ziemlich Nebensache. Kaum war er zu Ende, da fing das Volk an zu trinken, zu tanzen, zu singen. Alles was kriechen konnte, war aus der Umgebung heraufgekommen, nicht nur die Bauern, sondern auch die sogenannten feinen Leute. Alle diese werden vom Kloster Mittags bewirtet. Man war offenbar sehr erfreut über die Aufmerksamkeit, die wir dem Kloster erwiesen. Wir wurden mit einer Auszeichnung behandelt, als wären wir die regierenden Fürsten des Landes. Kaum sah man uns in der

Kirche, da wurden wir in einen Chorstuhl komplimentiert. Der Bürgermeister des Ortes Pyrgos, in dessen Gebiet das Kloster liegt, begleitete uns den ganzen Tag. Was wir im Laufe des Tages alles haben essen müssen, ist enorm. Ich denke mir den Zustand eines russischen Popen am Abend des Ostersonntages ungefähr so, wie den unsrigen, als wir nach Hause kamen. Zuerst wurden wir zum Diakonus geführt und mit Kaffee und Cognac bewirtet. Dann machten wir einen kleinen Bummel durch das Volk, wobei uns verschiedene Weine und Limonaden aufgenötigt wurden. Die Gensdarmerie brach immer feierlichst Bahn für uns. Dann machten wir dem alten Abt unseren Besuch (Mastix und Limonade), dann wurden wir zu einem anderen Mönche hineinkomplimentiert (eingemachte Früchte). Dann saßen wir wieder beim Diakonus (Weintrauben). Die jungen Damen von Pyrgos sammelten sich auch allmählig und bildeten einen lieblichen Kranz um uns, d. h. sie waren alle auffallend häßlich. Aber es waren doch noch von äußerlicher europäischer Kultur einigermaßen freie Wesen, die nach guter griechischer Art ohne weitere Formalitäten den Fremden die Hand reichen und mit ihm reden. Mittlerweile war die Mittagszeit gekommen und wir wurden in den Saal geführt, um bei der ersten Tafel mitzuessen. v. Hiller wurde natürlich obenan gesetzt. Übrigens war das Essen recht gut, Suppe, Lammfleisch, gebackene Fische, Käse, Wein. Nach dem Essen nahmen wir vom Abt Abschied (Weintrauben, Feigen, Kaffee). Dann wurde uns die überraschende Mitteilung gemacht, daß beim Diakonus für uns ein Mittagessen bereitstehe. Als wir schüchtern bemerkten, wir hätten ja eben gegessen, meinten die Leute, das sei ja nur pro forma gewesen, um an der Feier teilzunehmen. Das wäre doch kein Essen für uns gewesen. Seufzend ergaben wir uns in unser Schicksal und mußten nun noch ein ganzes Menu herunteressen. Beefsteak, Bratkartoffeln, Salat, Eierkuchen, Milchreis, Kuchen, Früchte, Kaffee, Wein. Endlich war auch dies überstanden. Wir gingen nun noch in den Saal, wo man unterdessen angefangen hatte zu tanzen. Wir wurden feierlich auf Lehnstühle in die Mitte gesetzt. Die Schönen von Pyrgos hörten sogar auf, „alla franca“ zu tanzen und führten uns zu Ehren einen Nationaltanz auf. Schließlich sang uns der Kirchenchor noch ein Lied vor, dann verließen wir, uns nach allen Seiten huldvollst verneigend, den Saal und ritten nach Hause. Das war das Fest des heiligen Elias.

Nun viele Grüße Euch Allen.

Thera, den 22. 8.

Meine Lieben!

Mein letzter Brief ist hoffentlich, wenn auch verspätet zu Ottos Geburtstag, angekommen. Die Postverbindung ist etwas verändert, da die Schiffe von hier meist nach Kreta weiter gingen und die Unruhen dort jetzt den Verkehr hindern. Euern Brief für diese Woche habe ich leider noch nicht erhalten. Wo er stecken geblieben ist, weiß ich nicht. Hoffentlich kommt er aber noch, vielleicht heute. Dieser Brief muß aber vorher fort, ehe wir die Post haben. Meine Thätigkeit hier neigt sich ihrem Ende zu. Sonnabend Abend machte ich noch einen Hauptfund, auf einem Fleck zusammen wie ein Konglomerat von lauter kleinen Vasen und einigen hocharchaischen Terrakotten. Wir haben etwa 100 heile kleine Gefäße gefunden und mindestens doppelt so viele in Scherben. Eine Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung habe ich noch nicht. Montag schloß ich meine Ausgrabungen, damit ich Zeit behalte zum Reinigen, Ordnen und Studieren der Funde. Ich bin so wie so schon länger als ich beabsichtigte hier geblieben. Ich muß aber andererseits die Arbeit hier möglichst fördern, denn ich weiß nicht, ob ich im Herbst noch einmal Zeit finden werde, herzukommen. Die Sachen kommen nämlich nicht nach Athen: die Theraeer hat eine solche Begeisterung erfaßt, daß sie beim Ministerium um die Erlaubnis baten, ein eigenes kleines Museum einrichten zu dürfen. Das ist denn auch geschehen. Hiller haben sie neulich schon zum Ehrenbürger gemacht.

Bis Dienstag werde ich wohl noch nicht hier mit allem fertig sein. Spätestens aber fahre ich mit dem Sonnabendschiff. In Athen werde ich möglichst kurz bleiben. Es soll jetzt doch der reine Backofen sein, da kann man doch nicht recht schaffen.

Der Herr, der mich auf der Inselreise gesehen, war Prof. Philippson aus Bonn, Geograph, Spezialist auf Griechenland. Ich kannte ihn schon von Bonn sehr gut und wir waren auf der Reise viel zusammen.

Athen, den 4. 9.

Meine Lieben!

Gestern Morgen bin ich nach über 6wöchiger Abwesenheit wieder hier angekommen. In den letzten Tagen findet sich immer noch so viel zu thun. So kam ich auch Sonnabend nicht, wie ich vorhatte, von Thera fort, sondern mußte auf das Dienstagschiff warten. Es war eine schöne Zeit, die ich dort oben gearbeitet habe, in angenehmer Gesellschaft, schöner Gegend, guter

frischer Luft und anregender Thätigkeit. Ich werde immer mit Vergnügen daran zurückdenken. Der Abschied wurde mir ordentlich schwer, als ich mich am Dienstag gestieft und gespornt auf mein Alogon schwang, um nach der Stadt herunter zu reiten. In der Stadt mußte ich dann noch bei verschiedenen griechischen Freunden Abschiedsschnäpse trinken, dann begab ich mich zum Hafen herunter und saß dann friedlich dort mit meinem Maultiertreiber bei einem Glase Wein und lauerte auf die Ankunft des Dampfers. Dieser hatte ein Einsehen und verspätete sich bloß 3 Stunden. Sonst werden es meist 5. Es ist merkwürdig, wie man selbst in solchen Dingen Orientale wird. In Deutschland würde man schön fluchen. Hier ist das ganz natürlich. Den Begriff der Zeit haben die Menschen nicht und daher muß man sich selbst auch die europäische Eile abgewöhnen, sonst ärgert man sich auf Schritt und Tritt. – Das Schiffchen war trotz seines stolzen Namens „Heptanesos“ ein winziger „Äppelkahn“, aber verhältnismäßig sauber. Der Steward war derselbe, den wir auf der Peloponnesreise auf unserem Extraschiff nach Delphi gehabt hatten. Er empfing mich mit großer Freude und ich wurde gut behandelt. Da es sehr heiß unten war, machte er mir mein Bett in der kleinen Bootskabine zurecht, wo ich gut schlief. Wir hatten sehr schönes frisches Wetter und schaukelten behaglich zwischen den Inseln durch, namentlich zwischen Paros und Naxos ist immer starke Bewegung. Die Gesellschaft auf solchen griechischen Schiffen ist immer recht amüsant. Überall wälzen sich die Familien auf dem Verdeck herum. Der eine hat ein Bündel Hühner mit, die dazwischen vergebliche Fluchtversuche nach verschiedenen Seiten machen; der andere ein paar kleine Ferkel, die sehr verdächtig aussehen, aber gewohnheitsmäßig beständig schreien. Dazwischen schleichen ein paar betrübt seekranke Hunde herum, stehen ein paar Rindviehe angebunden, die bei jeder Bewegung des Schiffes gegeneinander torkeln, kurz, es ist eine recht heitere Gesellschaft. Man verflüchtigt sich dann schließlich auf den einzig anständigen Platz, die Kapitänsbrücke.

In der zweiten Nacht, von Syra an, war das Schiff so überfüllt, daß an Schlaf kaum zu denken war. Am Morgen kamen wir zum Glück zeitig hier an. Es scheint mir dumpf und heiß. Ich bin jetzt verwöhnt. Im übrigen bin ich braun wie ein Bauernjunge und sehe nach Aussage der andern hier wies Leben aus. Die sind durch die Hitze hier alle mehr oder weniger mitgenommen . . .

GRIECHENLANDREISE 1913

Einleitung und Briefe an meine Braut

Professor Dr. Adolf Clausing wurde am 14. September 1885 auf dem Zimmerhof bei Bad Rappenua geboren. Er promovierte nach Studiensemestern in Heidelberg, Zürich und Freiburg dort 1913 und erhielt anschließend ein Reisestipendium, das ihn nach Griechenland führte. Diesem Land und der Magna Graecia ist er treu geblieben – noch 1964 hat er als 79jähriger den Olymp bestiegen! Er lebt in Schonach im Schwarzwald.

Ich könnte es nicht verantworten, Sie einzuladen, mich auf meiner Griechenlandreise von 1913 zu begleiten, wenn ich Ihnen nicht zuvor zu Ihrem eigenen Wohle die unerläßlichen Verhaltensregeln, Hinweise und Warnungen vorlegte, ohne die ich mein Unternehmen damals nicht hätte bewältigen können. Zum andern aber möchte ich Ihnen gegenüber nicht in den Verruf eines Angebers geraten, der, wenn auch ein ordentlicher Lateiner, Sie im folgenden mit Jägerlatein unterhielte oder Ihnen Seemannsgarn vorzuspinnen sich erlaubte, auch auf die Gefahr hin, daß meine griechischen Freunde es nicht gerne sehen werden, daß diese Dinge noch einmal abgedruckt werden. Ich werde sie deshalb im Wortlaute des alten Baedeker von 1908 wiedergeben:

„Reisegeld nehme man in französischem Golde mit. In Athen kann man auch französische Devisen umsetzen, auch deutsche einigermaßen; deutsches Gold hat dagegen gar keinen Kurs.“

„Eines Passes bedarf man in Griechenland nicht, doch ist die Mitnahme selbstverständlich ratsam. Eingeschriebene Sendungen werden von der Post nur an den Besitzer eines Passes ausgehändigt. Auch können die Konsulate nur denjenigen Personen Schutz gewähren, welche sich als Angehörige ihres Staates ausweisen.“

Mit der Bahn war damals Griechenland nicht zu erreichen. So spielte sie früher für den Reisenden nur eine untergeordnete Rolle. Vollspur gab es nur zwischen Athen und Larissa. In

meinen acht Wochen fuhr ich mit der Schmalspurbahn von Patras nach Olympia und von Olympia wieder über Patras nach Athen und später von Athen über Korinth nach Nauplia und zurück.

„Für Gepäckaufbewahrung ist auf den Bahnhöfen nicht gesorgt. Ein Kursbuch gibt es nicht. Man erkundige sich von Fall zu Fall zeitig an den Bahnhöfen.“

Um zunächst in das Land selber zu kommen, fuhr man meist mit den Schiffen des Österreichischen Lloyd von Triest oder Brindisi bis Patras oder in den Piräus, oder mit denen der Marseiller Messageries Maritimes von Neapel aus.

„Der Fahrschein ist in Gold zu bezahlen. Man nehme ihn nur in der Agentur und zwar persönlich und möglichst früh.“

„In Griechenland legen die Schiffe nie am Quai an. Hier besteht für Ein- und Ausschiffen im Boot keine feste Taxe, und es werden oft unverschämte Forderungen gestellt, und man akkordiere darum stets vorher und man zahle nicht eher, als bis alles Gepäck und man selbst an Bord bzw. auf dem Quai steht. Wer nicht gewandt ist, wendet sich am besten an die an Bord kommenden Hotelangestellten.“

Im Jahre 1913 kamen noch besondere Schwierigkeiten hinzu durch die politische Lage infolge des Balkankrieges. Nun, ich habe es trotzdem nie bereut. Es war die letzte Möglichkeit, dieses Land und dessen Leben kennen zu lernen, ehe durch den Weltkrieg und seine Folgen die ganze Welt und das Leben auf ihr einen völligen Umbruch erlebte.

Doch lesen wir weiter im Baedeker:

„Die Zollrevision pflegt in Griechenland milde zu sein. Handgepäck bleibt unberührt. Bei der Abreise wird fast ausschließlich auf Antiken geachtet, deren Ausfuhr nur aufgrund einer Bescheinigung des Generalephorats für Altertümer gestattet ist, wofür eine Abgabe erhoben wird.“

„Im Innern des Landes ist die Unterkunft noch immer fast durchweg die denkbar dürftigste. Was sich da Xenodochion = Gasthaus nennt, ist meist ein elendes Bauernhaus mit einem Küchenraum und einem großen, allgemeinen Schlafzimmer, allenfalls auch einigen Zimmern ohne Möbel, ohne Fensterscheiben und ohne Kamin. Decken bringt man selbst mit.“

„Am schlimmsten leidet der Reisende unter Schmutz und Ungeziefer, nicht nur von Flöhen wie in Italien, sondern auch von allerhand anderen geflügelten und ungeflügelten Insekten; Wanzen und Läuse nicht ausgeschlossen.“

Zum Gedenken an diese Verhältnisse habe ich am 6. September 1960 in Olympia folgende Verse geschrieben:

Olympische Nachtkämpfe

Fünzig Jahre sind's bald,
Da kämpft' ich mit Flöhen und Wanzen.
Habe mich tapfer gewehrt.
Fragt nicht! Ich unterlag.
Heute bleibt nur noch der Kampf
Mit elegisch singenden Schnaken.
Nächtelang hab' ich gekämpft.
Schnaken errangen den Sieg.

„Das Wasser ist in Griechenland nur in Gebirgsgegenden ganz rein und der Gesundheit zuträglich. Man lösche seinen Durst vorwiegend mit Wein, Thee, Kaffee, Suppe. Die Vorzüge des rezinierten Weines (Harzwein) werden von denjenigen, die sich daran gewöhnt haben, gerühmt, namentlich bei etwa durch ungewohnte Kost sich einstellenden Magenbeschwerden. Auch in Athen ist das Wasser aus der Wasserleitung, zumal in der heißen Jahreszeit, nicht einwandfrei.“

Auf dringende Empfehlung meines Freiburger Lehrers, Geh. Rat Prof. Fabricius, hatte ich mir eine nicht zu große Filtrierapparatur mitgenommen. Wenn ich am Morgen ein Glas Zahnputzwasser haben wollte, dauerte das schon eine gute Stunde, bis es filtriert war.

Aber alle diese Unannehmlichkeiten und Mängel wurden voll aufgewogen durch den außerordentlich liebenswerten Charakter des Volkes, eben gerade auch auf dem Lande. Philoxenia, d. h. Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber dem Fremden ist ein Kernstück der Lebensart.

BRIEFE AN MEINE BRAUT

Olympia, 4. April 1913

... Es ist mir einfach unmöglich, Dir die Eindrücke zu schildern, die meine erste Seefahrt über dieses herrliche Meer von Brindisi nach Korfu, der Aufenthalt auf dieser Insel und die Fahrt unter strahlendem Sternenhimmel zwischen Leukas und Ithaka hindurch nach Patras auf mich gemacht hat. Dir gar die Wirkung zu beschreiben, die der Heilige Bezirk von Olympia mit seinen Ruinen und die Kunstwerke des Museums auf mich ausübten,

wäre eine Versündigung an der Antike. Es ist mir nicht möglich, die Stunden des Sehens und wieder Sehens am Gasthausische mit den Strichen schwarzer Tinte auszutilgen. Ich bin gänzlich matt in meinem Freudenrausch. Ich habe den heißen Freudenwein zu rasch getrunken. Fast möchte ich sagen, daß das Schicksal uns damit gesegnet hat, daß es uns nur noch Trümmer und Reste zeigt und nicht die für uns kaum noch erträgliche Fülle der Bauten und Denkmäler der Plastik, wie sie noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Pausanias gesehen und beschrieben hat. Was alles in den vergangenen 48 Stunden durch das Auge in das Hirn einstrahlte, ist noch so bestürzend und verwirrend, daß es mehrere Tage der Ruhe bedürfen wird, bis es sich zu darstellenden Formen kristallisiert haben wird, und ob ich unter den vielleicht noch größeren Eindrücken der kommenden Tage diese Ruhe finden werde, muß ich bezweifeln.

Die Leute, obwohl hier an Fremde schon gewöhnt, sind höflich und gastfreundlich. Kaum tritt man vor ein Haus, stellen sie eine Kiste hin – Stühle haben sie wohl keine – und legen Decken darauf. Am Samstagabend war das halbe weibliche Oberdorf um mich versammelt, Unterhaltung natürlich nur in der Landessprache. Den Anhänger an meiner Uhrkette mit der Miniatur Deines Porträts wollten sie alle sehen. „Warum hast du sie nicht mitgebracht?“ fragten sie. Die nächste Frage der Mädchen war die, ob ich auch eine Schwester habe. Ich mußte versprechen, Dich nächstes Mal mitzubringen.

Athen, 6. April 1913

... Wenn ich mir sagen müßte, daß dies mein letzter Aufenthalt in Athen wäre, könnte ich nicht wieder weggehen ... Das Klima ist doch verdammt eigenartig. Einen leichteren Anzug brauche ich nicht, aber einen wärmeren, Dein weißer, starker Wollcheviotmantel wird gerade recht für den Süden. Mein Frühjahrsjaquet, den ich mir seinerzeit für mein Seminar-Senioren-Gehalt angeschafft habe, ist bisweilen zu leicht. Von der viel zu raschen Reise bin ich noch recht matt. Es ist so vieles, und ich werde nie fertig. Wie rasch sind die drei Museumsstunden an jedem halben Tage vorbei! Im achten Papierwarenladen bekam ich endlich so etwas wie ein Skizzenheft. Zeichnen ist offenbar eine Tätigkeit, die dem großen Griechen zu gering ist und die der kleine nicht lernt. Drei mykenische Goldsachen habe ich mangelhaft skizziert. Ich sollte einmal 14 Tage nur im Nationalmuseum zubringen.



Hotel Megas Alexandros, 1913 das 1. Haus Athens.

Die Stadt ist furchtbar laut. Namentlich die Zeitungsverkäufer verführen auf den Straßen ein solches Geschrei, daß es einem elend werden könnte. Das recht gute Hotel „Megas Alexandros“ liegt eben am Omoniaplatz, dem einen der beiden Zentralkpunkte. In der Stadt wimmelt es von Soldaten, für mich kein angenehmes Bild. Am Montag habe ich im Piräus einen großen Transport auf den Kriegsschauplatz ausfahren sehen. Ein anderes Truppentransportschiff kam zurück. Darin auch gefangene Türken, ein beelender Anblick!

Es klingt mir wie aus einer anderen Welt, wenn ich in Deinem Brief von Schnee lese. Hier ist längst Sommer, und schon in Korfu war es sehr warm. Ich darf also in diesem Jahr einen reichlich verlängerten Sommer genießen und freue mich auf den nach meiner Heimkehr noch frischen deutschen Sommer mit Dir.

Athen, 8. April

Heute fuhr ich mit Konsul Meyer und dessen Sohn, die ich auf dem Schiff von Brindisi nach Patras kennenlernte, im zweispännigen Landauer auf der Heiligen Straße nach Eleusis. Das war nun einmal nicht anstrengend, aber dennoch nicht weniger schön. Es waren je 20 km hin und zurück. Das Kloster Daphni am Paß zwischen der attischen und der eleusinischen Ebene, ein harmonischer Bau aus dem 11. Jahrhundert, ist mit seiner

edlen Architektur und seinen sehr zahlreichen, berühmten Mosaiken eine bedeutende Sehenswürdigkeit. Der junge Herr hat zahlreiche Aufnahmen gemacht, auf denen Du auch mich einmal sehen wirst. Die Bucht von Eleusis, abgeschlossen von der Insel Salamis und wie mit Armen umfaßt, bietet ein prächtiges Bild von der Kapelle über die Weihehalle. Der heilige Bezirk mit respektablen Ruinen hat mich weniger angesprochen, weil die Reste, die am stärksten in die Augen fallen, aus der römischen Zeit stammen und meine archäologischen Interessen wie die des Reiseschriftstellers Pausanias mit der Schlacht bei Chaeonea aufhören.

Athen, 9. April

Wenn ich alles sehen wollte, was ich sehen möchte, dürfte ich keine Stunde mit Briefschreiben oder sonstiger Allostria vergeuden, als welche ich heute ganz besonders die Beschäftigung mit den Korrekturfahnen meiner Dissertation betrachten muß. Den Druck hätte ich unbedingt verschieben müssen bis nach der Reise, wenn ich auch damit mein Diplom erst zwei Monate später bekäme. Um möglichst wenig zu versäumen, habe ich heute die Korrekturfahnen auf die Akropolis mitgenommen. Erst saß ich eine Weile in dem scharfen, vom Meer heraufwehenden Wind auf der Plattform der Nike, wo nicht daran zu denken war, Papiere auseinanderzufalten. Schließlich bin ich in den Windschutz des Kekrops-Grabes hinein- und hinabgekrochen und habe, von den Koren behütet, einige Druckfahnen durchgesehen. Die Druckerei machte offenbar ihre Sache nicht schlecht. Als es mir genügend schien, stieg ich wieder auf aus der Gruft des Kekrops und schlenderte ziellos über den Akropolisfelsen hin. Es ist überwältigend, auch wenn die Säulentrommeln des Parthenon, so wie die Säulen bei der Explosion nach Norden herabsanken, am Boden liegen. Vielleicht ergibt gerade deshalb die Nordostecke ein so packendes architektonisches Bild im Blick gegen die Bergwand des Hymettos und diesen Himmel darüber! Die schönsten Bilder sind nur Schein gegen das verkörperte Wesen. Mag man oben sein oder durch die Athena- oder Äolusstraße hinaufschauen oder auf dem Kranz der umgebenden Hügel stehen oder von dem noch über 100 Meter höheren Lykabettos hinabschauen, von überall bleibt die Burg die stolze Herrin Griechenlands. Und wie einst alles noch in unzerstörter und unzerplündert Fülle dastand! Für uns nicht auszudenken. Ich glaube, wir wären nicht mehr imstande, die Fülle zu begreifen, die Pausanias noch sah.

Athen, 10. April

Gestern Mittag wollte ich doch auch einmal eine Höhentour machen. Der Hymettos sieht bei dieser gänzlich dunstfreien Luft zum Greifen nahe aus, freilich mehr als 1000 m über der Stadtebene. Ich laufe im Schnellschritt darauf zu, im Mittagsbrand ohne Feldflasche, schlage, um abzukürzen, eine nicht-baedekerische Richtung ein, steige hoch und höher, immer zwischen Marmorfelsen, bis die Hirtenpfade aufhören. Dann Berg- und Alpenblumen in unzählbar vielen Formen und Farben, Monokodylen in Mengen, Orchideen, gelbe und blaue Iriden und Lilien. Ich grub Wurzeln aus. Blumen vom honigreichen Hymettos in unserem Garten! Meinst Du? Als ich glaubte, oben zu sein, flog der Horizont immer wieder vor mir und über mir davon. Keine Nägel in den Sohlen.

Als ich dem Gipfel schließlich doch nahegekommen war, versammelte Zeus über den nahen Kykladen dunkle Wolken und trieb sie wie ein stürmendes Heer im homerischen Gleichnis hinein in den saronischen Golf, wo sie sich immer dunkler färbten. Kein Regen, kein Blitz, nur kalter Wind. Manches Gleichnis verstehe ich nun besser, vor allem aber die Freude des Dichters an der Ausmalung der Bilder ohne Rücksicht auf das Vergleichene. Keine Aussicht mehr auf die Inseln oder in die Mesogaia, nur noch auf den Piräus und die Insel Salamis, die, wie auf ein Kartenblatt gezeichnet, unter mir lag.

Wegen der früh und so plötzlich einbrechenden Nacht wurde es hohe Zeit zum Abstieg, hinab über Felsen und sparrige Sträucher. Auf- und Abstieg waren eine törichte Sache. Es brauchte nur ein Fuß zu brechen! Der Mond saß im Himmel wie eine Badewanne, daß man nicht wußte, ob er zu- oder abnimmt. Jetzt weiß ich, warum Selene Hörner trägt.

Zum Abendessen trank ich diesmal ein Fläschchen Hymettos, einen herben Wein, der unserem Geschmack mehr entspricht als die süßen.

Heute mache ich Ruhetag, es ist ja heute Sabbato. Da hat auch der Herr gesehen, was er angerichtet hatte. Bei ihm freilich war alles gut. Ich aber muß beschämt erkennen, daß ich das Weib vergessen habe.

Athen, 12. April

Die Einladung bei Karo auf $\frac{1}{2}$ 11 Uhr abends führte in allererste Gesellschaft. Schade, daß Dörpfeld, der andere Sekretär des Archäologischen Instituts, gerade unterwegs ist. Durch meine Freundschaft mit v. Rohdens hätte ich rasch wertvollen Konnex

gehabt. Dörfeld ist Patenonkel von Hermann. Karo ist ein Mann von internationalem, weltmännischem Format, aber in keiner Weise überheblich. Er ist für den jüngsten Adepten, der ich gerade bin, ebenso da, wie für die ersten Archäologen der ausländischen Institute. Die Damen in dieser Gesellschaft in raffiniertester Kleidung, und da sah ich mich darunter gemischt, wenige Stunden nach einer Fußwanderung nach Marathon. Zu fürchten fand ich bei diesem Alleingang dorthin außer den Hunden nichts. Die Leute sind harmlose und freundliche Menschen. Aber das Alleinsein ist doch immer schlimm auf so langen Strecken. In dieser Einsamkeitsstimmung schwindet oft auch die Genußfähigkeit. Die totale Weglosigkeit mehrt die Bedrückung durch das Gefühl topographischer Unsicherheit trotz genauer Karte und Kompaß. Der ärmste Grieche reitet auf einem Esel, und das Reittier windet sich instinktsicher durch Busch und Fels auf der von ihm schon oft begangenen Strecke. Aber Landschaft und Vegetation erheben das Gemüt immer wieder. Aber allein! Wieder hatte ich nicht genügend Wasser. Bei dem letzten Anstieg bin ich fast verschmachtet. Da habe ich mir das Alleinwandern abgeschworen. Als ich aber wieder auf einen Pfad kam und um Mittag plötzlich beim Ausgang aus der Rapetosaschlucht sich ein weiter Ausblick auf die marathonische Ebene, die Meeresbucht, die Berge von Euböa und die nahen Inseln öffnete, war der Schwur schon vergessen. Fast hätte ich Lust, die Tour durch Böotien nach Delphi zu Fuß zu machen. Etwa in der Linie des Verlaufs der Schlacht ging ich quer über die Weinfelder zum Soros, dem gewaltigen Grabhügel der gefallenen Athener, und denke Dir, vor einigen Tagen habe ich mir eine 14 Zentimeter hohe schwarzfigurige Lekythos gekauft, deren genaues Ebenbild in der Museums vitrine steht, in der die Grabbeigaben aus dem Soros gezeigt werden: Theseus bändigt den marathonischen Stier, rechts Hermes, links Peirithoos.

Bei dem Alleinsein stellen sich immer und immer wieder Grillen ein, und wehe dem, der für Depressionen anfällig wäre. Schreib mir doch immer irgend etwas, auch wenn Du nichts erlebst!

Nauplia, 18. April

Hier ist mir wieder wohl, hier ruhe ich aus vom Getriebe, Lärm, Staub und Geruch des athenischen Menschengewimmels. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann. Übermorgen hält Karo bei einer Sitzung des Archäologischen Instituts einen Vortrag über Tiryns, zu dem ich schriftlich eingeladen bin und den ich in keinem Fall versäumen werde.

Ich fuhr mit der Bahn von Athen über Korinth nach der Station Mykene, die man um Mittag erreichte. Bis zu den Ruinen hat man noch Dreiviertelstunden zu gehen. Das sogenannte Schatzhaus des Atreus ist mehr als überwältigend. Der von sauber behauenen Quadern abgestützte Dromos, das hohe Tor mit dem ungeheuren Türsturz, den man auf ein Gewicht von 2400 Zentnern errechnet hat, und dann drinnen unter dem Berg die Kuppel, deren Ausmaße erst das Pantheon des Agrippa in Rom wieder erreichte! Nun erst gewinnen die Goldschätze des Nationalmuseums Seele und Leben, wenn man in die tiefen Schachtgräber hinuntergeblickt hat.

Nachdem ich aus diesem „Winkel von Argos“ in die nach drei Himmelsrichtungen so prächtige Landschaft, aus der sich die Akropolis von Argos so charakteristisch vorschiebt, lange hinausgeschaut hatte, wanderte ich wieder einmal nur mit der Karte an den Bergwänden entlang über das Heräon von Argos nach der Burg von Tiryns und schließlich bei einbrechender Nacht auf der Straße vollends nach Nauplia.

Hier herrscht herrliche Ruhe und hinter dem sehr sauberen Gasthof blüht ein prächtiger Garten mit zweimeterhohen Margueritensträuchern und einer mächtigen Marschall-Niel-Rosenlaube, Strauch und Laube übersät mit Blüten. Alles blüht, nur die alten Palmen nicht. Heute früh ging ich am weiten Strand entlang am Fuße der Itsch-Kale, wo das blaue Meer in leichter Bewegung in die Felsenhöhlungen hineingurgelte. Ich war noch einmal einen halben Tag in Tiryns und werde morgen früh zu Fuß, nochmal an Tiryns vorbei durch die weiten Getreide- und Tabakfelder nach der Station in Argos wandern, weil am Morgen von hier keine Bahnverbindung besteht.

Athen, 23. April 1913

Auf der Station Hexamilia habe ich die Bahnfahrt unterbrochen und bin über Altkorinth auf die über 500 m höher gelegene Burg gestiegen, deren Eindruck heute von den mittelalterlichen Festungswerken bestimmt wird. Die Aussicht vom Gipfel des Burgfelsens war schon im Altertum berühmt. Diesmal war ich von der Witterung nicht besonders begünstigt, bereue dennoch den Aufstieg nicht. Am Spätnachmittag ging ich zu Fuß nach Neukorinth und bekam von da den Abendzug von Patras her nach Athen.

Athen, 25. April

Gestern abend um 5 Uhr fand die Sitzung des Deutschen Archäologischen Instituts statt. Karos Vortrag war sehr aktuell und

für mich besonders interessant, als ich gerade von seinen neuesten Grabungsanschnitten in Tiryns hergekommen war. Mein Freiburger Studienfreund, der Meisterschüler von Professor Fabricius, Fimmen, jetzt Assistent am Institut, sprach anschließend über „Kretische Gesandtschaften in Aegypten“. Allmählich bin ich im besten Zuge von der Philologie zur Archäologie überzulaufen. Nach den Vorträgen kam ich mit Karo noch ins Gespräch, da er mich für diesen Abend eingeladen hatte. Da auch Dr. Sundwall, der mit mir nach Kreta reisen wird, eingeladen war, sagte ich gerne zu. Bei dieser zweiten Einladung kannte ich nun schon einige Leute, so daß der Abend recht kurzweilig wurde.

Mit Sundwall verabredete ich mich, daß wir heute nach dem Piräus fahren und in der Agentur die Fahrt nach Kreta buchen. Nun fahren aber die längst angesagten Schiffe nicht wegen der Osterfeiertage. Erst Samstag in einer Woche kann man wieder mit einem besseren griechischen Schiff nach Kreta kommen.

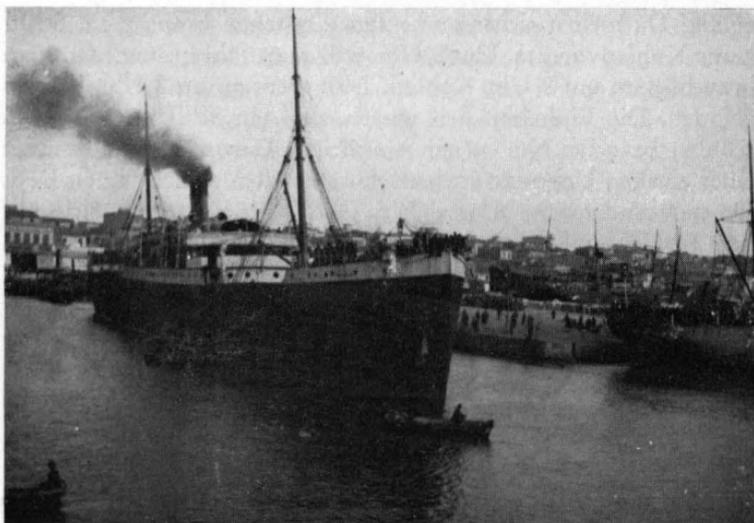
Nachdem ich nun doch einmal im Piräus war, ließ ich Sundwall nach Athen zurückfahren und mich mit einem Ruderboot bis an das Ufer des Königlichen Parkes bringen, mitten durch den großen Hafen mit den zahllosen Schiffen vieler Nationen. Die Weitsicht des Themistokles reichte über 2500 Jahre hinaus, ein seltener Fall. Ohne zu wissen, daß das Anlanden und der Eintritt in den Park nicht gestattet ist, ging ich in aller Ruhe in den schönen Uferanlagen entlang, bis ich an ein Wärterhäuschen kam. Die Leute waren verständig und riefen eine Barke herbei, die mich am Monument des Admirals Miaoulis und am Leuchtturm vorbei ein Stück weiterbrachte, bis dahin, wo der Park aufhörte. Da setzte ich die Uferwanderung an der Akte zu Fuß fort, längs der Befestigungsmauern Konons bis an den Zea-Hafen, wo noch die Reste der antiken Schiffshäuser festzustellen sind; etwa noch 4 Stunden waren das.

Athen, 24. April

Von der Akropolis ging ich zur Schifffahrtsagentur in Athen, wo ich erfuhr, daß morgen früh, also am griechischen Karfreitag um 8 Uhr und dann erst wieder am Mittwoch ein Schiff nach Itea fährt. Jetzt muß ich deshalb rasch noch mein Gepäck richten.

Delphi, 26. April

Nun der Bericht über meine Seereise: Das Schiff sollte also um 8 Uhr auslaufen. Eine halbe Stunde vorher soll man an Bord sein, und das war ich natürlich, mit einem Billett zweiter Klasse für 10,10 Goldfranken, für acht Stunden langsamer Fahrt gerade



Im Hafen von Piraeus - Abfahrt eines der Schiffe zu den Inseln. Auch heute kann es vorkommen, daß sich - vor allem bei den Verbindungen zu den kleineren Inseln - starke Verschiebungen im Fahrplan ergeben und man sich deshalb vorsichtshalber am Tage vorher erkundigen sollte...



Das Deck I. und II. Klasse - dicht bevölkert mit Passagieren der III. Klasse . . .

genug. Du meinst sicher auch, zum Dastehen braucht ein Schiff keine Kohlenvorräte. Um 8 Uhr will man fahren, und demnach braucht man um 8 Uhr Kohlen. Also werden um 8 Uhr Kohlen geladen. Die Einheimischen wissen, daß ein Schiff zum Fahren Kohlen braucht. Nur so ein einfältiger Europäer und Besitzer einer eigenen Uhr sitzt vorher schon auf dem gemeinsamen Deck für erste und zweite Klasse. Dies Deck füllt sich gleichzeitig mit den Kohlenbunkern immer mehr mit Passagieren; erster und zweiter Klasse, meinst Du? O nein, dritter Klasse, die für diese Reise nur 3 Franken bezahlten. Am Aufgang zum Deck ist zwar zu lesen in griechischer Sprache: „Den Passagieren der III. Klasse verboten“. Den Analphabeten geht das nichts an und der Alphabete kümmert sich nicht darum. In einem griechischen Schiff ist alles erlaubt, wenn nur der reiche Lordos seine 10,10 Franken bezahlt.

Nach längerer Zeit sagte ich mir, ich muß doch auch einmal in der Kabine II. Kl. nachsehen, ob sie auch davon Besitz ergriffen haben. Noch nie im Leben bin ich mir so arm und elend vorgekommen: Ein muffig dumpfer Raum mit einer großen schmutzigen Tafel in der Mitte, deren dreckiges Wachstuch auf seiner ganzen Fläche zerfetzt ist. Und so ein an den Tischkanten festgenageltes Wachstuch, was das in und unter sich trägt, wirst Du Dir mit Deinen westeuropäischen Begriffen nur unvollkommen vorstellen. Ringsum eine schmale Bank an jeder Seite, an den Wänden entlang auf einer Schmal- und den zwei Langseiten zweistöckige „Betten“, in denen sich jetzt schon die einschlägigen Tiere auf ihr Nachtmahl freuen. Daß der liebe Gott für solche Einrichtungen nicht noch mehr Plagetiere schuf, ist reine Gnade. Nachdem aber der Fahrgast solches gesehen, ging er hin und aß an diesem Tage keinen Bissen mehr. Inzwischen hatte das Schiff, es war 11 Uhr, auch abgelegt, und ich trieb mich dann nur noch auf dem sonnensegellosen Schiff herum und war glücklich, als einer der III.-Kl.-Passagiere wegging und ich Platz nehmen konnte.

Drei Stunden fuhr man zwischen Salamis und Aegina hindurch. Nach zwei Uhr kamen wir an den Isthmus, und bekamen endlich zwischen den 80 m hohen, fast senkrecht aufsteigenden und so gelegentlich auch abrutschenden Böschungswänden des Kanals zum ersten Male Schatten.

Man muß wirklich einmal durch diese enge und tiefe Schlucht gefahren sein. Man müßte besorgt sein, ob nicht einmal dem Schiffe die Rippen eingedrückt werden. Langsam genug fuhr man

freilich. Als man die Aussichtslosigkeit hinter sich hatte, blickte man südöstlich nach Akrokorinth hinüber, gegen Norden auf den Kithäron und gegen Nordwesten auf den hohen Helikon, um dessen Quellen die Musen tanzen und Hesiod, wie die Legende sagt, seine Schafe weidete. Nach 6 Uhr näherten wir uns der tiefen Bucht von Amphissa, nachdem ich zum ersten Male Delphine sich um den Bug des Schiffes hatte tummeln sehen, nach denen urlaubsfreudige Krieger mit ihren Dienstgewehren ganz vergnügt ihre Schießübungen machten. Sie benennen solches Tun mit dem Worte Eleftheria, auf französisch Liberté. Bei tiefer Dämmerung gingen wir vor Itea vor Anker. Für nur 50 Lepta kam ich mit einem Boot an Land.

Nächtlicher Aufstieg nach Delphi

Kein Gastwirt von Delphi da, kein Pferd und kein Esel, nur zweispännige Chaisen nach Amphissa für 25 Goldfranken, also nichts für mich. Aus der Ferne blinkte mit einzelnen Lichtern von seiner fast 600 Meter Höhe das Dorf Kastri (Delphi) herunter. Da werde ich schon noch hinaufkommen, dachte ich. Als ich jedoch eine halbe Stunde vom Strande weg in den dunklen Ölwald gekommen war, nahm ich meine Alpinisten-Faltlaterne mit ihren Glimmerschieferscheiben heraus und war trotz leeren Magens (s. o!) guter Dinge. Gegen $\frac{3}{4}$ 9 Uhr war ich in Chryso, dem antiken Krisa; auf allen Seiten bellten dumpf die Hunde. Da entschloß ich mich, einen Mann mitzunehmen, der mich über die kaum erkennbaren Fußpfade führen konnte. Ich traf einen von etwa 50 Jahren, der sich für 2 Drachmen bereit erklärte. In einem Oinopolion erstand ich für den Mann und für mich je ein Glas Harzwein à 5 Lepta = 4 Pfennig. Es schmeckte nicht übel und belebte. Aus einem Haus holte der Mann eine Laterne und dann gings los. Er mit seinem langen Stock und ohne Gepäck lief mir über die Felsen davon. Vergeblich rief ich ihm nach: Argá! Argá! (Langsam!) Es war $\frac{1}{2}$ 1 Uhr, als wir am Dorfe waren. Kein Licht mehr in keinem Haus. Er klopfte meinen Gastwirt Wassilios Paraskevás heraus. Nie hätte ich allein das Haus gefunden. Es war mir wirklich nicht nur eine physische Erleichterung, als ich in dem großen Gastzimmer Mantel, Rucksack, Kamera und Fernglas ablegte. Ich befand mich also im „Xenodochion ton xénon“, in welchem die jungen Leute des Archäologischen Instituts zu wohnen pflegen. Paraskevás gibt sich jede Mühe, über Staub und Schmutz sieht man hinweg. Kleinliche Empfindlichkeit hat man sich schon abgewöhnt.

Delphi, 25. April

Am griechischen Charsamstag. Über der ganzen Landschaft liegt etwas übermenschlich Gewaltiges, eine große, weihevoll-stimmung, die man Romantik zu nennen sich gewöhnt hat und die in diesen Tagen um so stärker spürbar wird, als wegen des Krieges sich kein einziger Reisender durch den Heiligen Bezirk bewegt und der Aufseher des Museums hier außerhalb der Mauern sein stilles Wesen treibt und das Glück genießt, endlich wieder einmal jemanden zu haben, der die von ihm behüteten Schätze bewundert. Die Felsen des Parnass drohen herabzustürzen und tun das auch immer wieder. Als man zu Anfang dieses Jahrhunderts in dem südöstlich vom Heiligen Bezirk gelegenen Marmariá genannten Bereich den Rundtempel der Athena Pronaia freigelegt hatte, erfolgte vor acht Jahren ein Felssturz und schlug die Säulen bis auf zwei in Staub. Aus dem kastalischen Quell habe ich getrunken und bin durch die Phaidriadenschlucht durchgestiegen bis an den Wasserfall.

Die Franzosen haben vorbildlich ausgegraben und sauber aufgeräumt. Sie haben eine beglückende Tat vollbracht, als sie das Schatzhaus der Athener aus dem Trümmerhaufen heraus so wieder hinstellten, wie es Dir die anliegende Karte zeigt. Wir haben in Olympia alles ebenso vorbildlich und vielleicht noch rationeller ausgegraben, vermessen, registriert und rekonstruiert und könnten das meiste wieder aufrichten, lassen es aber liegen, und die Trümmer des wichtigsten Baues, des Zeustempels, verfehlen auch so ihre Wirkung nicht.

Das Osterlamm

Wie eine Person im griechischen Drama kam ich mir plötzlich vor, als vorhin bei meiner Rückkehr von der Ruinenstätte zum Gasthaus die Frau laut in das Haus hineinrief: „Ercheth' ho xenos!“ Genau so lautet es in der sophokleischen Tragödie im gleichen Metrum — ◡ — ◡ —. Und da nennt man Griechisch eine tote Sprache!

Vor einer halben Stunde habe ich das Osterlamm verzehren helfen. Und selbiges Osterlamm kam auf folgende Weise zustande: Als ich heute früh aufwachte und auf meinen steil über der Pleistosschlucht hängenden Balkon hinaustrat, sah ich rechts und links im Dorf, am Berghang über Chryso und drunten am Meer in Itēa überall mächtige Rauchwolken aufsteigen. Auferstehungsfreudenfeuer, dachte ich. Immer wieder Gewehrschüsse dazwischen. Als ich noch nicht am Kaffeetisch saß, kam der Ephorus des Museums herein, um seinem derzeit einzigen Kunden den



Delphi - Osterlämmer braten auf allen Straßen

schuldigen Morgengruß zu entbieten. Er nahm mich samt meiner Kamera hinaus auf die Straße. Und was war da zu sehen! Langgezogene Wälle glühender Holzkohlen, rechts und links eines jeden Glutwalles ein Hammel oder eine Ziege am langen Bratspieß, der über zwei gabelförmigen Stützen lag. Je auf einer Seite eines solchen Spießes saß ein Mann oder eine Frau und drehte langsam, aber stetig. Um das ganze Tier waren fette Därme gewickelt. Damit waren sie stundenlang beschäftigt. Zum Mittagessen wurde mir ein ordentliches Stück des Rückens vorgesetzt und ein großer Abschnitt eines frischen Brotes. Seit 40 Tagen haben sie kein Fleisch mehr gegessen, aber heute weiden sie sich daran und verleihen ihrer Freude besonderen Ausdruck durch Schießen aus allen möglichen Instrumenten, offenbar auch den Gewehren der Delphin-Schützen. Als ich auf den Ruinen des Apollontempels herumstieg, habe ich mehr als einmal eine Kugel pfeifen hören. Ich fand das nicht eben angenehm. Wenn es heute Mittag weiterschießt, bleibe ich zu Hause und schreibe. Aber warum entrüste ich mich, nachdem ich vorhin von meinem Balkon aus mit dem Trommelrevolver nach Adlern geschossen habe, die, herabgestiegen von den Gipfeln des Parnas, unter mir über der Schlucht kreisten? Es waren fünf starke Tiere. Natürlich wußten sie meinen Geschossen geschickt auszuweichen.

Nun sind sie gegen Aetolien weitergeflogen. Ob Zeus den Opferduft roch und seine Adler ausschickte? Sie haben nichts bekommen. Die Opfer galten dem anderen Gotte.

Am Parnaß

Gestern Nachmittag gelüstete es mich, auf die Höhen über dem Heiligen Bezirk hinaufzusteigen. Zuerst ging ein Knabe neben mir, dann eine Frau, die mit einem Esel täglich dem Manne oben in der Hirtenhütte Vorräte hinaufschafft. Die konnte laufen, daß der Esel kaum mitkam. Man trägt auch besondere Schuhe, schmale, deren Sohlen vorn und seitlich etwa 4 cm hoch aufgestülpt sind. So treten sie zwischen die Steine und nicht auf deren Spitzen und Kanten wie wir. Eine Stunde ging es im Zickzack bergan, dann durch ein Hochtal bis auf eine Hochfläche von etwa 1000 Meter Höhe, wo Viehtränken standen und Herden weideten. Die Matten dicht bewachsen mit gelben und veilchenblauen Zwergiris. Direkt vor mir ragten die Gipfel des schneebedeckten Parnaß auf, die man von Delphi oder Arachowa nicht sehen kann. Bis zur Schneegrenze sind die Hänge dicht mit Fichten bestanden. Hier blieb ich fast bis zur Dämmerung. Du glaubst nicht, wie ein mit Hochwald bedeckter Berg und wasserreiche Matten überraschen, nachdem man die kahlen Berge Attikas durchwandert hat.

Im Heiligen Bezirk

Theater und Stadion liegen noch da, daß man gleich rennen und spielen lassen möchte. Die Orchestra gefällt mir besser als die des Dionysostheaters in Athen, da die Kreisrundung fast vollständig ist. Das sieht von oben sehr gefällig aus. Das Museum ist ein Kleinod wie das von Olympia und das Akropolismuseum. Ich bin ein Freund der Einzelmuseen, wenn sie mehr als lokalpatriotisch sind und zu wichtigen Ausgrabungsstätten gehören. Hier konnte ich mich noch mehr als in Athen in die sich emporringende archaische Kunst hineinsehen. Die fertige und virtuos arbeitende ist nicht das Schönste. Dort spürt man noch ein kämpfendes Streben, hier kann man ja schon alles. Den Wagenlenker habe ich so lange und so oft angeschaut, daß sich das Bild des mehlweißen Gipsabgusses, den ich früher oft sah, endgültig verflüchtigt hat. An Grabungsanschnitten habe ich herumgebohrt und einige bescheidene Funde gemacht, auch zwei Stücke eines Glasgefäßes. Die Oberfläche schimmert in Regenbogenfarben. Jedes Stückchen davon sammelt man im Museum.

Ostermontag, 28. April

Eben habe ich mit Paraskevás verabredet, daß wir am Mittwoch früh hier wegreiten, um am späten Nachmittag in Chaeronea zu sein. Die Unternehmung kostet einschließlich der Verpflegung 26 Goldfranken. Ja, wenn man zu mehreren wäre, käme es für den Einzelnen schon billiger, weil das Maultier des Betreuers und dessen Verpflegung und die Agogiaten mitbezahlt werden müssen.

Allmählich habe ich mich doch ganz hübsch an Paraskevás und seine Hotelwirtschaft gewöhnt. Man ist eben ganz zu Hause bei ihm, und das sonst so bedrückende Gefühl der Einsamkeit ist gemildert. Über Kleinlichkeiten sieht man weg, und mit einer kräftigen Dosis Zacherlin schläft man auch leidlich.

Athen, 1. und 2. Mai

Für den Ritt nach Chaeronea hatte ich Paraskevás auf 6 Uhr früh bestellt, aber ich hatte schon wieder vergessen, daß Paraskevás ein Grieche ist und daß er auch keine Uhr besitzt. Um mich nicht weiter zu langweilen, ging ich ohne mein Gepäck zu Fuß voran, am liebgewordenen Museum vorbei zum kastalischen Quell und ließ mich dort nieder, noch einmal die unvergleichliche Landschaft Delphis in mich aufnehmend. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr sah ich endlich meinen Troß diesseits des Museums um die Ecke biegen. Voraus ein weißes Maultier ohne Reiter, geführt von dem zu-



Der Troß zum Ritt von Delphi nach Chäronea



Arachowa erwartet „Ena Lordos“ . . . 1913 wird noch vielfach Tracht getragen.

gehörigen Agogiaten, dahinter das Tier meines groß- und breitgebauten Wirtes mit Treiber, drittens ein Esel mit Decken und Gepäck mit Treiber und auf dem Sattel eine Frau mit einem Kind. Bis Arachowa reiste diese Nichte von Paraskevás mit. Mit mir zusammen waren es also bei Antritt der Reise zehn lebende Geschöpfe. So reist ein Lordos, das verlangt das Ansehen des Europäers. Er reitet mit ziemlichem Abstand voraus, alles andre kommt geschlossen nach. In Arachowa hatte sich offenbar auf Ankündigung eines, der Ausschau gehalten hatte, das Volk auf dem Markte versammelt, um den in diesen Kriegszeiten so selten gewordenen Lordos zu empfangen. Ich konnte dieser Ovation nicht entgehen, stieg von meinem Maultierschimmel und beurkundete das große Ereignis auf einer mit Bromsilber belegten Glasplatte, Größe 9 mal 12 Zentimeter. Keiner hatte bemerkt, daß es kein Lord, sondern nur ein bescheidener Großherzoglich Badischer Lehramtspraktikant war mit einem zur Zeit wegen Studienurlaubs ruhenden Monatsgehalt von 119 RM, in Worten Einhundertundneunzehn Reichsmark, pro Tag also nicht ganz vier Reichsmark.

Wir waren bis dahin zwei Stunden geritten und dabei 300 m gestiegen. Vom Parnaß wehte bei klarem Wetter ein kalter Wind. Man mußte den Mantel anziehen. Dann auf steinigen schmalen Wegen ständig abwärts und seltener auch wieder

aufwärts, heiße Sonne und der kalte Wind dazwischen. Um 11 Uhr schon wollte Paraskevás rasten und etwas essen und trinken. Ich sagte: „Empros! um 12 Uhr wird gegessen.“ Bis dahin hatten wir ein düsteres, in engem Tal liegendes Gehöft erreicht mit Quelle und Platane. Die andern samt dem Troß gingen hinein. Ich nahm Platz an einem roh gezimmerten Tisch vor dem Gehöft. Paraskevás legte Eier, Fleisch, Brot und graues Salz auf den Tisch und stellte eine Weinflasche dazu, ich hatte selbst noch Mandeln und Honig. Die junge Frau dieses Anwesens bediente mich und legte des scharfen Windes wegen Steine auf die 4 Ecken meiner Serviette, auf die ich mir ohne Geschirr gedeckt hatte. Sie brachte Wasser und klopfte mir die Mandeln auf. Diesen unerläßlichen Erweis der Philoxenia würde die Frau niemals unterlassen haben, wenn ein Xenos, und gar ein Ausländer dem Gehöft die Ehre erwiesen hatte, dort zu seiner Mahlzeit Platz zu nehmen.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr ging es weiter und nach etwa einer halben Stunde hatten wir die schicksalsträchtige Stelle des oedipidischen Vatermordes, die Schisti Hodos, erreicht. Da lagerten unheimlich wild aussehende Hirten, mit langen Gewehren und funkelnden Pistolen. In einem Dorf griffen Hunde den Troß an. Allein hätte ich hier nicht durchkommen mögen trotz meines klapprigen Trommelrevolvers in der Tasche. Um 5 Uhr hatten wir Chae-rona erreicht.

Ich freue mich auf Kreta, wenn es auch schon ordentlich was kosten wird, da Sundwall nach griechischer Landessitte keinen Weg zu Fuß machen wird. Er arbeitet an einem Buche über die kretischen Schrifttafeln und macht dort Abschriften und Kontrollen früherer Kopien.

Das Schiff fährt morgen Abend, ehe der Piräus wieder gesperrt wird. Wenn man dabei nur nicht einmal von einer liegen gebliebenen Mine in die Luft geblasen wird! Ein Lotse der Kgl. Marine ist zwar auf dem Schiff. Von gestern bis heute Mittag lag unser Kreuzer „Göben“ im Piräus vor Anker.

Sudabai auf Kreta, 4. Mai

Wir liegen nun schon über eine Stunde in der berühmten und berüchtigten Sudabai, wo noch vor einem Jahr als letztes Zeichen türkischer Oberhoheit die Halbmondflagge wehte, von den vier Schutzmächten sorgfältig bewacht. Sie weht nun schon eine gute Weile nicht mehr, die Kreter haben sie heruntergeholt, und als beschämender Rest gewesener Zeiten flattern noch die



Überfahrt nach Kreta. Diskussion auf Deck.

von Wind und Wetter zerfetzten Fahnen dieser Mächte hilflos aber einträchtig im Winde.

Mit griechischer Pünktlichkeit fuhren wir gestern Abend aus dem Piräus, in weitem Bogen an Salamis entlang statt des direkten Südkurses, weil auf dem gewöhnlichen Kurs die Minen auch bei Tage liegen bleiben. Die türkische Hamidje hat schon einiges gewagt.

Unser Schiff ist für griechische Verhältnisse recht ordentlich. Wir haben eine enge Kabine I. Klasse zusammen. Am Abend hielten wir uns noch lange im Salon auf. Nach 10 Uhr legte sich einer nach dem andern. Beide zugleich müßten beim Kleiderwechsel einen Boxkampf riskieren. Nur je eine Decke war da, so daß ich die ganze abgelegte Unterwäsche wieder unter den Schlafanzug anziehen mußte.

Nach Mitternacht auf der offenen See Sturm und Regen. Aus der Nebenkabine vernahm man verdächtige, aber erklärbare Geräusche. Kinder haben geheult und schlichen am Morgen, als die See wieder ruhig geworden war, müde und bleich heraus. Halbsiebenuhr stand ich auf, und als ich auf Deck kam, war nirgends Land zu sehen, nur Meer, Wolken, Himmel und genau in deren Mitte das eigene Schiff. Allmählich tauchten im Süden die Bergsilhouetten Kretas aus dem Wasser auf, ganz langsam

auch die breite Landschaft und schließlich die Stadt Chania im Nordwesten der Insel. Für den eineinhalbstündigen Aufenthalt gingen wir von Bord. Ein Völkergemisch von Nubiern, Arabern, Türken, Kretern und Griechen, enge Gassen, alles ein offener, lärmender und riechender Bazar. Wieder an Bord, fuhren wir um das Vorgebirge Akrotiri herum in die Bai hinein, die die Engländer nicht ungern gerbt hätten.

Kandia, 5. Mai

In der Sudabai nahmen wir die Kohlen von 4 großen Booten auf. Das dauerte mit 35 Arbeitern bis nach sieben Uhr Abend. Im Piräus konnte keine geladen werden, weil die Hafentarbeiter streikten. So hatten wir also die Sudabai hinlänglich genossen. Bei Eintritt der Nacht war alles fertig, und es konnte weitergehen. Zum Abendessen waren nur Eier und Hammelfleisch zu bekommen. Wir legten uns in den Kleidern, da wir ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht nach Heraklion kommen sollten. Die See war nur wenig bewegt. Wir ruhten ganz ordentlich, und als das Schiff für den Hafen sein erstes Signal gab, richteten wir uns und verließen die Kabine. Die großen Schiffe müssen weit außen auf der Reede vor Anker gehen. Der so schöne, von den Venezianern ausgebaute Hafen ist zu eng und untief. Eine Barke brachte uns im Hafen an Land. Dort mußte man den Namen in griechischen Buchstaben in ein Buch eintragen, und hier mußte ich zum ersten und letzten Male auf meiner ganzen Reise den Paß aus der Brieftasche nehmen, und das noch, wäh-



Chania auf Kreta. Straßenszene.

rend das Land im Kriege steht! Dann herüber in den Zollschuppen! Der Zollphylax war noch nicht da; der saß gemütlich im Kapheneion und wartete ab, bis alle seine Schafe im Stalle waren. Es eilt ja nicht. Wir sind auch hier jetzt in Griechenland. Schließlich geruhte er, seine schmutzige Hand auch in meinen Rucksack zu stecken. Unser Barkenmann schaffte uns samt Gepäck ins Hotel „Knossos“. Niemand da, alles schläft. Viertel vor drei Uhr Einlaß. Pro Tag ganze Pension 9 Franken. Die Betten ohne federnden Rost, nur schmale Stahlbänder längs und quer, auf deren härtesten über dünner Matratze man den Hüftknochen ablegt. Am Morgen frühstückten wir kräftig, aber dann weg ins Museum!

Minoische Kultur

Wie einzigartig! Alles nur aus Kreta, dem Herrschaftsbereich des Minos, das meiste aus dem knossischen Palast selbst. Diese lebensfrohe und selbstbewußte Kultur wirkt verzaubernd und erweckt ein ähnliches Lebensgefühl. Man wird versucht, die Funde von Mykene und Tiryns für ärmlich zu halten. Das waren doch Menschen! Ich hatte mich schon im W.S. 05/06. bei den Vorlesungen von Frh. v. Duhn für diese Kultur begeistert, und nun glaube ich diese Menschen leibhaftig vor mir zu sehen, wie sie die Blumen auf die Gefäße malen, Polypen und Delphine an die Wand zaubern und die verschiedensten Tiere in den kühnsten Bewegungen auf geschnittenen Steinen und Gefäßen darstellen.

Für morgen früh haben wir uns einen Wagen zur Fahrt nach Knossos gemietet, und werden bis zum Nachmittag draußen bleiben und durch das Labyrinth wandern. So stolz und unbefangen sollte man sein dürfen wie diese Menschen!

Heraklion, 6. Mai

Auch die Palastanlagen übertreffen meine Erwartungen, nur ging die Sache in der beständigen Überwachung durch den Phylax viel zu rasch, und meine „Funde“ waren demgemäß nicht zufriedenstellend. Entschädigt aber wurden wir durch die persönliche Bekanntschaft mit Evans und dessen Einladung zum Frühstück in sein schönes Landhaus. Daß er mir dann noch den Schlüssel in seinen Vasenscherben-Keller übergab ohne den Phylax, das war mehr, als ich hätte träumen können. Die neuesten Ergebnisse seiner Grabungen und Forschungen zeigte er persönlich, wovon freilich Sundwall mehr Gewinn hatte als ich. Nun bin ich aber müde und durch das Übermaß des Geschauten so



Freund Sundwall

erregt, daß ich nicht ausruhen kann. Sundwall ist schon abgebrüht und kann. Für ihn sind die Eindrücke nicht alle so neu.

Heraklion, 7. Mai

Wann wieder einmal ein Schiff hier anläuft und uns nach dem Piräus bringt, das steht in den finsternen Wolken und den hohen Wellen des kretischen Meeres geschrieben. Die ganzen Tage seit unserer Ankunft hat sich kein Schiff mehr gezeigt. Auch die politische Lage sieht so trübe aus wie der Himmel. Ob man da überhaupt noch heimkommt? Ich bin dankbar für den Rückhalt durch das Archäologische Institut. Von Süden fegt ein böser Wüstensturm über das Meer aus Afrika zu uns her, ein Samum, wie sie das nennen, der ganze Himmel finster grüngelb, tiefster Barometerstand. Da ist es auf einem dieser relativ kleinen Schiffe gar ungemütlich, sollten sie sich überhaupt aus schützenden Häfen herauswagen. Auf der Reede hier kann es nicht ankern, d. h. Kandia nicht anlaufen. Mit den Gefahren wächst unser beider Humor. Allein hätte ich ihn längst wieder



Heraklion – die Türkenherrschaft ist 1913 erst seit kurzem vorbei – noch ist man dabei, die Moscheen abzurechen.



Der Morosini-Brunnen, heute noch Mittelpunkt Heraklions und die schönste Erinnerung an die Zeit venezianischer Herrschaft.

abgetan. Aber zu zweien geht es schon so, daß ich Scheffels Sang vom Enderle von Ketsch parodierte. Wir haben beide genügend Geld im Kassenschrank des Instituts liegen, Sundwall mehr natürlich als ich. Aber wir haben nach Kreta nur das mitgenommen, was man für etwa 5 Tage benötigt.

Und als sie fuhren von Kandien,
Langt's nicht im Piräus zum Landien.
Da faltet Freund Sundwall die Händ:
„Die Franken gingen zu End.“

Da sprach der Clausing leislig:
„Freund Sundwall, das fecht' ihn nicht an,
Ich habe der Franken noch dreißig
Und bitt' ihn, pump' er mich an!“

Und wer bei den Türken und Heiden
Sein Geld wie wir verschlamm pammt,
Der verzieh sich geräuschlos bei Zeiten,
Es ist doch, zum Teufel, verdammt.

Heraklion-Kandia, 8. Mai

Wir sind immer noch hier. Aber heute Abend soll bestimmt ein Dampfer kommen und uns mitnehmen.

Athen, 10. Mai

Nach langem Warten tauchte am Freitag Morgen vor 7 Uhr im Westen ein Mastbaum aus dem flüssigen Horizont auf, schließlich auch ein ganzes Schiff, und wie ich allmählich mit meinem Fernglas erkennen konnte, ein solches des Österreichischen Lloyd. Wir brachten im Hotel alles in Ordnung und holten in der Agentur die Billette und, weil es ein österreichisches Schiff war, und wegen (s. o.) nur II. Klasse ohne Verpflegung. Das Schiff war überfüllt von Hunderten von Auswanderern, die in Chania und Rethymno an Bord gegangen waren und bis zum Piräus fuhren, um sich dort nach Amerika einzuschiffen. Elendes, armes Volk, ein ignobile volgus, sagt Horaz. Die Gäste des münzenkundigen I. Offiziers zu sein, verschaffte uns I. Klasse. Da waren wir mit noch zwei eigentümlichen Menschen in einer Kabine zusammen. 3 Uhr Nachm. lief das Schiff aus, 9 Uhr früh waren wir im Piräus.

Langsam drängt es auch mich nach Hause. Ich bin übermüdet. Der Schiffsoffizier verspricht für die Hafentplätze der Levante baldigst die Cholera, und in Athen fängt das Wasser an gefährlich zu werden.

PROFESSOR JOHANNES JUSTUS REIN
BRIEFE AN SEINE FRAU

Johannes Justus Rein, geb. 27. 1. 1837 in Rauenheim a. M., gestorben 1917, war nach seinem Studium zunächst Hauslehrer bei Sir Hamilton auf den Bermudas, später Lehrer in Frankfurt und Mitarbeiter am Städelschen Museum. Er bereiste Nordamerika, die Kanarischen Inseln, das Atlasgebiet und Japan. 1876 wurde er Professor für Geographie in Marburg und folgte 1883 einem Ruf nach Bonn.

Alexandrien, den 24. 10. 1873
an Bord der „Ceres“ in Quarantaine.

... Seit gestern Mittag bin ich glücklich in Alexandrien, habe jedoch der in Triest noch nicht ganz erloschenen Cholera wegen gleich allen Mitpassagieren vorerst noch 5 Tage an Bord zu bleiben, dann gehe ich ans Land, um zum Schiffsabgang in Suez zu spät zu kommen, so daß mir Zeit genug bleibt – da das nächste erst in 14 Tagen geht –, mir Cairo, die Pyramiden und den Canal anzusehen, leider auch, um an meinem Geldbeutel eine bedeutende Erleichterung zu erfahren, denn das Leben ist hier sehr teuer und jeder Tag Quarantaine kostet hier 6 fl. oest., auf dem Lande sogar einen Napoleon.

Um 11 Uhr begab ich mich in Triest an Bord und zur Ruhe, aus der mich gegen Mitternacht das Lärmen der ankommenden Passagiere und das Rasseln der Ankerkette nur vorübergehend weckte. Am anderen Morgen, dem 18., waren wir gegenüber von Pola und der steilen dalmatinischen Küste. Der Wind blies, wie während der ganzen Reise, von Süden, die Wellen trieben nicht hoch und ich befand mich, wie an den zwei folgenden Tagen ganz wohl. Der Kapitän befürchtete indeß einen Sturm, wandte sich daher mehr als gewöhnlich von der Küste Dalmatiens ab und in die offene See, ja am 2. Tag soweit westlich, daß die Küste Italiens auf eine lange Strecke hin sichtbar wurde. In der Nacht vom Sonntag auf Montag trat das Schiff in den Kanal zwischen Corfu und Epirus und warf früh Morgens vor der Stadt Corfu Anker. Die Lage derselben ist prächtig, doch ist sie in fortschreitendem Verfall, seitdem die Engländer ihre Festungswerke verließen. Ein Boot brachte Äpfel, Trauben und stattliche Pflirsiche,

die dann für unseren Nachtschiff bis hierher ausreichen. Bald ging es wieder weiter, an einem kleinen Felsen vorbei, wo seinerzeit Ulysses gestrandet sein soll, dann ließen wir Sta Maura links liegen und traten gegen Abend zwischen Ithaka und Cephalonia ein, später ging es zwischen dem Festlande und Zante durch und am folgenden Morgen gegen 8 Uhr war das Schiff wieder auf offener, bewegter See westlich von Cap Matapan und Corigo, die wir deutlich sahen. Abends waren wir westlich von Candia. Am 6. Tag gegen Mittag erschien der hohe Leuchtturm von Alexandria am Horizont, bald erblickte man rechts eine große Reihe von Windmühlen, geradeaus die Masten der Schiffe und zur Linken Ras el Din, des Vicekönigs Schloß, im Hintergrunde die Stadt. Ein Lotse kam und lenkte die „Ceres“ in den geräumigen sicheren Hafen, wo sie bald neben französischen und englischen Dampfern Anker warf und wie diese das gelbe Quarantaine-Fähnchen aufhissen mußte.

Heute haben wir schon 2 Tage Quarantaine vorbei, 25. 10., nächsten Dienstag um 2 Uhr, werden wir entlassen. Ich gedenke dann meine Sachen direkt nach Suez zu schicken und mit der Eisenbahn nach Cairo zu fahren, von dort die Pyramiden von Giseh zu besuchen, weiter per Eisenbahn nach Ismailia und dann per Canal nach Suez zu gehen. . . . Wir liegen inmitten des Hafens, auf dem durch das schmutzige Wasser des Nilkanals getrübbten Hafenwasser. Gierige Möven umschwärmen das Schiff, mit frischer Baumwolle beladene Barken, von kleinen Dampfern oder Ruderbooten gezogen, bewegen sich langsam rechts und links vorbei nach den großen Kauffahrteischiffen, wilde Schreie und monotoner, näselnder Gesang der Araber mischen sich mit dem Rollen der Kranräder und dem Rasseln der Ketten, bis die Sonne mit eigenthümlichem Scheine unter den Horizont geht und mit einem Kanonenschuß gewissermaßen all dieser Lärm seinen Abschluß findet. Dann ist der Himmel auf kurze Zeit magisch beleuchtet, die Sterne rücken hervor und mengen ihr Licht mit dem der Schiffe und des hohen Leuchtturmes.

Von unserem Deck aus sehe ich über den Hafen hinweg nach Süden auf einen kleinen Dattelhain, hinter welchem die Pompejussäule sich erhebt. Die Datteln sind jetzt reif und wir haben täglich frische, neben Bananen und prächtigen Trauben, auf dem Tisch.

Cairo, den 31. 10. 1873

In Alexandrien erfuhr ich, daß das nächste englische Postschiff am 7. von Suez nach Yokohama abgeht. Die Zwischenzeit benutze ich zu einem Besuch von Cairo und den Pyramiden.

In einer halben Stunde werden mich zwei englische Offiziere abholen, mit denen ich nach den Pyramiden von Giseh fahren will. Der Wagen kostet einen Napoleon und man associert sich gern, um die Ausgaben zu verteilen. – Unsere Reise nach hierher bot manches Lehrreiche. Wir fuhren 2. Classe für 24 Frs. und hatten dadurch Gelegenheit, mit allerlei Volk zusammensitzten. Am interessantesten waren für mich zwei Haremshüter (Eunuchen) in halb europäischem Anzuge mit schweren goldenen Ketten, Ringen und sonstigem Schmuck, zwei häßliche Neger mit halb weibischen Gesichtern, weibischen Stimmen und ohne allen Bartwuchs. Der Weg führte zuerst durch Reis- und Baumwollfelder, dann trat an Stelle des Reises, der nur im tiefsten Lande gebaut wird, Mais und später auch Zuckerrohr. Reis und Baumwolle wurden geerntet, der Mais war überall noch grün. An manchen Stellen war das abgeerntete Feld schon wieder mit Flachs, Saubohnen, Weizen oder von neuem mit Reis besät. Aus den Gräben, die es umgeben, hoben von Tieren gedrehte Schaufelräder das Wasser und gossen es auf das Feld; an anderen Stellen besorgten Menschenhände die Sache. Herden schneeweißer Ibisze standen wie Wächter an den Rändern der überschwemmten Felder, ebenso Nebelkrähen und Strandläufer. Um 9 Uhr überfuhren wir auf stattlicher gußeiserner Brücke bei Nafe Zafet die braungelben Fluten des Nil, dann wieder bei Bekka. Wir erfrischten uns durch einige Datteln und schwarzen Kaffee, der im Wagen feilgeboten wurde. Eier – überall, auch hier, auffallend klein – und Brot, sowie Bananen wurden feilgeboten. Büffelherden, welche teilweise im Wasser lagen, wo sie Kühlung suchten, mit Baumwolle beladene Kamele, Wanderer auf kleinen flinken Eseln, den gewöhnlichen Reittieren hier zu Land, und zu Fuß, mehrere Jahrmärkte bei größeren Dörfern, die Lehmhütten der Landbewohner, Dattelhaine bei größeren Ortschaften und Landsitzen; dies und manch anderes bot für die Reise viel Abwechslung und ließ den Staub, mit dem wir allmählich bedeckt wurden, kaum beachten. –

Der Anblick Cairos von der Citadelle aus ist prachtvoll, und wenn es unter dem Khediven so fort geht, wird die Stadt bald zu den schönsten der Welt gehören. Über Hunderte von schlanken Minarets, über die gewaltige Stadt und die Fluten des Nils blickt das Auge auf die Pyramiden von Giseh und weiter südlich auf die von Sakara, dann auf die unbegrenzte Wüste nach Ost und West. Die größten Contraste begegnen sich hier: moderne Kultur und graues Altertum, ewige Fruchtbarkeit und trostlose Oede, mit allem Luxus ausgestattete Paläste und von

Rauch, Schmutz und Ungeziefer erfüllte Lehmhütten, der Europäer, gekleidet nach neuester französischer Mode, und der fast nackte Beduine. Wir betraten die mit schweren Teppichen belegte, aus buntem Marmor erbaute Moschee des Muhamed Ali, jenes gewaltigen Paschas, der einst den ganzen Orient in Schrecken setzte und von dem an Aegyptens neuer Aufschwung datiert. Ihre Kuppel gehört zu dem großartigsten, was ich noch gesehen habe. Erst als die Kanone den Untergang der Sonne verkündete und der Muselmann freudig zu seinen verschiedenen Rauchstengeln griff, kehrten wir zurück. Der Araber schloß seinen Laden und begab sich zum Essen, Frauen und Kinder, welche noch Einkäufe für die Abendmahlzeit gemacht hatten, beschleunigten nun ihre Schritte und eilten damit nach Hause. Wir leben im Monat Ramadan, wo der Muselmann von Tagesanbruch bis zu Sonnenuntergang fastet. Die Enthaltung erstreckt sich auf alles, was außer Luft zum Munde eingeht: Essen, Trinken, Rauchen! Fürwahr, mehr als viele Christen zu ertragen im Stande wären! Dafür geht es dann Abends um so vergnügter her und oft ist die Mitternacht schon längst vorbei, wenn in dieser Zeit der Araber sein Lager aufsucht. Sowohl in Alexandrien als auch hier bin ich mehr wie einmal durch das Lärmen und Schreien in den Straßen spät nachts vom Schlafe aufgewacht. Ist dann endlich Ruhe eingetreten, so folgt das Bellen der Straßenhunde und das Krähen der Hähne bald nach und neues Erwachen. Man kann sich bei vollem Bewußtsein die Moskitostiche auf Händen und Armen einreiben und dem Summen der leicht umherfliegenden Blutsaugern zuhören, bis der Schlaf von neuem kommt oder das hereinbrechende Tageslicht zum Aufstehen mahnt.

Cairo, den 1. 1. 1873

Gestern war ich also bei den Pyramiden von Giseh, nein auf und in der einen, was sich noch heute morgen fühlbar macht. Der Weg führt durch eine Allee von Sykomoren, Gummiakazien und Rizinusbäumen, welche den großen See, in welchen das weite Feld durch den übergetretenen Strom verwandelt worden ist, in zwei Teile teilt. Duars ragen wie kleine Inseln hier und da daraus hervor und der Araber, der aus der Stadt geritten kommt, muß oft seinem Eselchen nachschwimmen, wie ich es selbst sah, um zu seinem Dorf zu gelangen. Fische gibt es genug in diesem Wasser, aber auch zahlreiche Fänger. Selbst die Adler verschmähten es nicht, aus den Lüften herabzusteigen und mit dem Geyer am Rande des Wassers den Fischen aufzupassen. – Der letzte Teil des Weges

ist noch ohne Schatten, überdies vom Wüstensande stark bedeckt. Ein halbes Dutzend Araber, nach Bakschisch (Trinkgeld, wohl eines der ersten Worte, welches hier die Kinder lernen) verlangend, laufen neben dem Wagen her und begleiten uns zur Haltestelle. Ein ganzer Schwarm von Beduinen umgibt uns hier, der eine bietet alte Kupfermünzen und in England verfertigte Skarabäen, die er sorgfältig in einem alten Taschentuch verborgen hat, der andere Fossilien aus der Wüste, ein Dritter Wasser zum Trinken etc. an. Bald kommt der Schech, der jedem von uns drei handfeste Kerle als Führer zuteilt, denen sich jedoch noch ein ganzer Schwarm auf Bakschisch ausgehender anderer anschließt. Nun beginnt die Besteigung der 470' hohen Pyramide über die riesigen Stufen von Kalksteinquadern. Mich faßt an jeder Hand ein kräftiger Bursche, während ein dritter hinten nachhilft, dann geht es los in Begleitung eines monotonen, recitativen Gesanges; der Text ist durchaus improvisiert, ganz den Verhältnissen angepaßt und ich gebe nur eine kleine Probe: „Allah! Allah! Monsieur bono, gives us Bakschisch, Bakschisch bono.“ Oder: „Herr Gentleman, liebt poor Arab, likes Arab well, gibt auch Bakschisch, gute Bakschisch, alors Arab is satisfied.“

Unter den Dingen, welche mich in Aegypten am meisten überrascht haben, muß ich auch die Esel anführen. Sie sind gewöhnlich die Reittiere und man nimmt nur ausnahmsweise Pferde. Ihre Ausdauer und Schnelligkeit sind bewundernswert und der hintendrein laufende Eselsjunge ist nicht glücklicher – abgesehen natürlich vom Bakschisch – als wenn man die Schnelligkeit seines Viehs gebührend anerkennt. So hatte ich einen besonders guten Läufer nach dem Museum in Bulak. Der Eselsjunge war darüber glücklich, zumal er ein gutes Bakschisch erhielt. Zwei Tage später, als ich mit M. von einem kleinen Spaziergang nach Hause kam, begegneten uns zwei Eselbuben vor dem Hotel. Als sie vorbei waren, drehte sich der eine um und rief mir nach: „Yes Sir, a good donky, the antiqua.“ Hiermit wollte er sagen: „Nicht wahr, es war ein guter Esel, der Sie nach dem Altertummuseum trug?“ – Du solltest nur das Zerren und Drängen dieser Jungen sehen, wenn man sich einem ihrer Standpunkte nähert und Miene macht, sich eines Langohrs zu bedienen. „Ein echt Berliner Esel, Herr!“ „Take this, the flying Dutchman Sir!“ „The Yankee Doodle, Sir, a very good donky“. Von allen Sprachen, die sie hören, schnappen diese Jungen einige Worte oder Phrasen auf, im Laufen tun sie es ihren Tieren gleich und würde kein europäischer Junge diese Ausdauer haben . . .

OBERMEDIZINALRAT DR. MAX KOHLHAAS IM ALTEN RUSSLAND

Die folgenden Schilderungen sind ein Vorabdruck aus den zum 100. Geburtstag im Kohlhammer-Verlag in Stuttgart erscheinenden Lebenserinnerungen des am 1. August 1867 in Stuttgart geborenen Obermedizinalrats Dr. Max Kohlhaas. Er hat in Tübingen und München studiert, war 1892 als Schiffsarzt auf D. S. „Bundesrat“ nach dem neuerworbenen Deutsch-Ostafrika gefahren, wo er u. a. auch mit Dr. Carl Peters zusammentraf und auch danach noch viel auf Reisen, so zu seinem Bruder in Rußland, und lebte schließlich als Arzt in Stuttgart, wo er am 11. Januar 1952 verstarb.



Auf so vielen einsamen Ritten meiner landärztlichen Praxis hatte ich mich durch das Memorieren der russischen Sprachregeln, die für den im romanischen Sprachaufbau Geschulten trotz der vielen vom Westen übernommenen Vokabeln unendliche Schwierigkeiten bergen, auf einen Reiseplan vorbereitet, mit dem ich einen Besuch bei meinem im konsularischen Dienst in St. Petersburg stehenden Bruder verbinden wollte. So brach ich denn im August 1901 zu der Reise auf. Auch wenn sie ohne jeden Zwischenfall verlief und keine Sensationen bot, glaube ich, den Eindrücken, wie ich sie damals niederschrieb, doch einen gewissen Platz einräumen zu dürfen, da jene Welt von einst so völlig auf Niewieder versunken ist.

Die Einreise-, Paß- und Zollkontrollen, die damals nur für die Bürokratie des Zarenreichs als typisch galten, haben sich ja inzwischen im Verkehr aller Kulturländer eingebürgert. Daß man nach Verlassen der deutschen Grenze hinter Eydtkuhnen auf der ersten russischen Station Wirballen in einem großen Saal, dessen Ausgänge überall von Zöllnern und Grenzsoldaten in weißen Röcken und Mützen, Pluderhosen und hohen Stiefeln besetzt waren, ohne Sitzplatz zwei Stunden lang auf die Abfertigung warten mußte, kam einem fast wie Freiheitsberaubung vor. Am Fahrkartenschalter konnte man für jeden einzelnen Reisenden

fünf Minuten rechnen, so daß ich den Landsleuten, die so gerne über die Behandlung bei deutschen Stellen nörgelten, hier einen Anschauungsunterricht gewünscht hätte. Der russische Staat hatte die Möglichkeiten, den Staatssäckel zu bereichern, vorzüglich organisiert, indem es gleich dreierlei Karten gab: das eigentliche Billet, den Zuschlag und die Platzkarte, – die auch auf Russisch so heißt – und das Wechseln der Rubelnoten benötigte weitere endlose Zeit, so daß von zweistündigem Aufenthalt schließlich kaum Zeit für eine Erfrischung übrig blieb.

Freute man sich nun, in dem für nur zwei Personen bestimmten, nicht unbehaglichen Abteil, dessen Kissen durch eine geschickte Stützvorrichtung in zwei Betten zu verwandeln waren, ins heilige Rußland hineinzuschlafen, so wurde man bald durch drei uniformierte Gestalten aufgeschreckt, deren Erscheinung unwillkürlich Gedanken an sibirische Deportation wachrief. Doch dies Kollegium besorgte lediglich die Prüfung der Fahrkarten, die alle drei von vorne bis hinten besichtigt und in ein Buch notiert wurden. Außer dem Oberkonduktor, mit geflochtenen Achselstücken gleich einem Staboffizier, waren es der Konduktor und schließlich der Prowodnik, der Wagenaufseher, der in der Folge auch die Liegestatt zurechtmachte. Ein bißchen viel Personalaufwand – doch Rußland hat ja keinen Mangel an Menschen. Daß der Paß so wichtig war wie ein mit Rubeln gefüllter Geldbeutel, und bei jeder Gelegenheit, auch in den Hotels, vorgezeigt werden mußte, versteht sich am Rande. Weshalb die Doppelfenster des Wagens nicht herabzulassen waren, zeigte sich bei der nächtlichen Fahrt sehr schnell, da sich zu beiden Seiten des Wagens von der Holzheizung der Lokomotive ein wahrer Feuerregen ergoß. Übrigens erwies sich das Doppelfenster auch noch als nützlich, da ein liebevoller Bauer unterwegs einen Feldstein nach dem Zug schleuderte, der so wenigstens nur die eine Scheibe zertrümmerte.

Die Landschaft war, seit man im Morgengrauen die Festungswerke von Dünaburg durchfahren hatte, unbeschreiblich eintönig; höchstens einmal in weiter Ferne ein Dorf aus elenden Lehmhütten. Der „Schnellzug“ bewegte sich in einem Tempo fort, wie ich mir die Beförderung in den 50er Jahren vorstellte: auf jeden Halt folgte erst dreimaliges Läuten der Bahnhofsglocke, dann Pfeifen der verschiedenen Konduktoren, ein unangenehmer Klage-ton der offenbar sehr unwillig weiterreisenden Lokomotive und regelmäßig erst einige vergebliche Rucke, bis es weiterging. Da man weit öfter hielt, als auf dem Fahrplan verzeichnet war, bedeuteten diese Exerzitien keine reine Freude.

Zum Glück geht die Petersburger Zeit um 1 Stunde und 1 Minute der mitteleuropäischen Einheitszeit voran, so daß man erfreulich überrascht war, bei der Fahrt von 1 Uhr nachts bis 6 Uhr abends wenigstens diese eine Stunde zu gewinnen.

In Dwinsk und Pskow – wie die einstigen Deutschengründungen Dünaburg und Pleskau russifiziert hießen – war bei kurzen Verpflegungsaufenthalten zu lernen, daß geschriebenes Russisch auf der Speisekarte doch noch schwerer war als gedrucktes; hier lernte man die Pirogen kennen, die ebenso wie der Tee in Rußland überall geboten wurden: mit Kohl oder Fleisch gefüllte Pasteten, unsern „Berliner Pfannkuchen“ ähnlich, und allerlei sonstigem Vorgeschmack für die Weiterreise. Merkwürdig war schließlich, wie selbst kurz vor Petersburg rechts und links der Strecke weite Flächen niedergebrannt waren und es selbst in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt hier und dort meilenweit flammte und qualmte. Den Russen schien das im Hochsommer gar nichts Auffallendes zu sein – es ist schwer zu schätzen, wieviel hier durch Achtlosigkeit ständig verloren ging. Die Wertmesser waren in diesem weiträumigen Lande offenbar völlig andere; es konnte auch einen „Krieg der verbrannten Erde“ leichter über sich ergehen lassen als ein westliches.

Endlich waren die 836 Werst (Werst gleich 1,067 km) bis St. Petersburg durchlaufen, dessen Wahrzeichen, der spitze goldene Admiralitätsturm, schon weithin zwischen Schornsteinen erglänzte. Beim Austritt aus dem Bahnhof, durch ein Heer weißbeschützter Packträger, befand man sich vor einer Menge der berühmten „Iswochtschiks“, kleiner zweisitziger Wagen, mit einem Pferde in der „Duga“, dem über seinem Nacken gebogenen Holz bespannt; auffallenderweise gehen die Zugstränge dieses Fahrzeugs nicht wie anderswo zu Wagscheiten, sondern direkt zu den Achsen der Räder, – wieder etwas anderes als der Londoner Hansom! Andere Länder, andere Kutschen . . . Die Fahrer selbst waren durchaus ungewaschene Figuren, die langen blauschwarzen Röcke und Pumphosen so unsauber wie die Gesichter, über denen ein sehr abgetragener Halbzyylinder thronte. Statt der Peitsche benützten sie das Ende des Leitseils. Die im Wagen angeschlagene Taxe hielten sie in russischer Gemütstiefe für ganz unwesentlich, so daß sich ein Handeln um den Preis grundsätzlich im voraus empfahl. Da im Herbst die vom Lande kommenden jungen Burschen ohne jede Kenntnis der örtlichen Verhältnisse zum Fahrdienst zugelassen wurden, war es nicht unbedenklich, zur Nachtzeit einem solchen Kerl anvertraut zu sein, der von den Straßen der verschiedenen Stadtviertel noch weniger

Ahnung hatte als der Insasse. Wie kein Russe an den zahllosen Kirchen und Heiligenbildern an den Straßenecken vorbeiging, ohne sich zu bekreuzen und den Hut abzunehmen, so tat auch der Iswoschtschik desgleichen ohne Rücksicht auf Fahrgast und Straßenverkehr selbst im vollsten Tempo, mochte dabei passieren, was da wollte. Im übrigen dienten diese kleinen Wagen auch zum Transport aller erdenklichen Gegenstände, sogar großer Kleiderschränke und langer, hinten weit herausragender Balken, was zu sehr komischen Bildern, in den belebtesten Straßen oft auch zu recht schwierigen Szenen Anlaß gab, doch schien sich zuletzt alles mit einer gewissen Wurstigkeit zu entwirren.

Am Stadtbild des damaligen Petersburg fiel in erster Linie die Breite der Straßen auf, neben der die Häuser relativ noch niedriger wirkten, die selbst in der Hauptstraße, dem Newski Prospekt, nicht sehr hoch waren. All die im Bild so großartig aussehenden Gebäude, bis auf die Isaaskathedrale, bestanden aus Mörtel und Fachwerk und waren lediglich mit steinfarbigem Anstrich übermalt, der alle paar Jahre erneuert werden mußte. Da auch der ähnlichste Anstrich nicht die Wirklichkeit wiedergeben kann, fühlte man sich sehr an die „Potemkinschen Dörfer“ erinnert.

Außerst befremdend war schließlich das unter jeder Kritik schlechte Pflaster, aus lauter kleinen Steinen zusammengesetzt, mit unendlichen, nicht ungefährlichen Löchern. Zwar befand sich in den Hauptstraßen auf jeder Seite ein asphaltierter Streifen, aber das Übrige war entsetzlich, selbst auf den belebten Straßen längs dem Hauptkanal, der Fontanka, und sogar direkt vor den Fenstern des Zaren, wo der große Platz vor dem Winterpalast nur von zwei asphaltierten Bahnen in doppelter Breite durchkreuzt, im übrigen wegen der tiefen Löcher kaum zu begehen war. Da wegen der großen Entfernungen und reichlichen Fahrmöglichkeiten die Wohlhabenden so gut wie nie zu Fuß gingen, kümmerte sich um dieses Elend niemand aus den Kreisen, die auf die Verbesserung Einfluß hätten nehmen können. Nun war ja in Petersburg vieles nur auf den Winter zugeschnitten, dessen Schneedecke für viele Monate die Falten der von Menschenhand geschaffenen Pflaster glättet. Auch die auffallende Höhe des Bürgersteigs, der dreimal höher über der Fahrbahn liegt als bei uns und den Fußgänger aus der Fremde zu besonderer Vorsicht zwingt, war auf diesen Unterschied in den Jahreszeiten berechnet und wurde im Winter ausgeglichen.

Unstreitig das gewaltigste und schönste Bauwerk der Stadt ist die aus Granit und Marmor erbaute Jsaaks-Kathedrale, deren



Petersburg, Isaaskathedrale.

Inneres mit mächtigen Säulen aus Malachit und Lapislazuli und mit einer Menge von Heiligenbildern und Geräten, von Gold und Edelsteinen überladen, geschmückt ist; die Kuppel überragt alle andern Gebäude der Stadt. Nach der Newa zu steht neben dem Admiraltätsgebäude das eigenartig kunstvolle Reiterbild Peters des Großen. Die Zarenstürzer von 1917, die aus Petersburg Leningrad machten, haben seither soweit umgelernt, in ihm den Bahnbrecher für Rußlands unaufhaltsamen Weg gegen Westen zu sehen; doch in den Geschichtswerken meiner Zeit, wo dieser Zar als der Förderer der westlichen Kultur im barbarischen Rußland gepriesen wurde, war noch nirgends erkannt, welch bedrohlichen Riesen dieser Herrscher mit seinen Gewaltmethoden aus dem Schlaf geweckt hatte. Von der Höhe der Isaaks-Kathedrale – deren Besteigung bis in die Laternenspitze allerdings nur für Schwindelfreie ist, da die Treppe am Ende außen herum führt, was zumal im Abstieg nicht gerade angenehm war – genießt man den Überblick über die gewaltige Wassermasse der hier 400 Meter breiten Newa, hinter ihr die Peter-Pauls-Festung, nach Norden die von dem Fluß gebildeten Inselgruppen, westwärts zum Finnischen Meerbusen bis Kronstadt und dem Hafen mit seinen großen Kriegs- und Handelsschiffen. Nach Osten blickt man über den schönen „Sommergarten“ zur stolzen Kuppel des Smolny-Klosters, während sich im Südosten in Verlängerung des Newski-Prospekt das Alexander-Newski-

Kloster mit zahlreichen Kuppeln erhebt. Alles in allem doch eine imponierende Stadt – im Sommer, wo die Vorstellung, daß dieser ganze Hafenverkehr zwei Drittel des Jahres im Eise totliege, nicht faßbar war!

Von den Kirchen ist die berühmte Kasan'sche, mit zwei antikisierenden Säulenhallen als Flügeln, nicht nur durch ihr berühmtes Muttergottesbild interessant, sondern auch durch die zahlreichen hier verwahrten Kriegstrophäen, zumal aus den napoleonischen Feldzügen erbeutete französische Fahnen und viele Schlüssel deutscher Städte, wie von Hamburg und Dresden: Siege über den Westen! Hier liegt Kutusow, der Befehlshaber von 1812, begraben; auch ihn hat, nach der ersten Welle des Kampfs gegen kriegerische Tradition, das neue Nationalrussentum wieder zum Helden gestempelt. Eine besondere Eigentümlichkeit in dieser Stadt ist oder vielmehr war, daß von den Gründungszeiten her jedes der berühmten Garderegimenter, deren Namen mit jedem gewaltsamen Thronwechsel verknüpft waren, wie die Preobraschensker und Ismailowschen, eine eigene Kirche hatte. Die düstere russische Vergangenheit konnte man sich am besten im Museum Alexander III. einprägen, das nur russische, sehr bedeutende Darstellungen aus der Reichsgeschichte enthielt. Die uns vertrauten Meister westlicher Kunst, so Rembrandt, Murillo, Velasquez, sind in der berühmten „Eremitage“ gesammelt, die auch andere Kostbarkeiten dieses weiten, zwei riesige Erdteile vertretenden Reichs, so die in Kertsch gefundenen Altertümer barg und deren unerschöpfliche Aufzählung selbst der Kunstführer kaum bewältigt.

Nun wieder etwas Zeitnäheres: wie hatte es uns als Schüler bewegt, als Alexander II., der sogenannte Zar-Befreier, am 13. März 1881 am Ufer des Katharinenkanals den Bomben der Nihilisten zum Opfer fiel; war er doch der Bruder unserer württembergischen Königin Olga. Nun stand ich also an der Stelle des Attentats. Unweit davon enthielt das „Kaiserliche Wagenmuseum“ all die goldenen Krönungswagen seit Peter dem Großen und die großen mit Häuschen versehenen Schlitten, mit denen einst, wie z. B. Katharina die Zweite erzählt, der ganze Hof die Reise nach Moskau und zurück zu machen pflegte – wahrlich keine Annehmlichkeit! Hier befand sich auch das Coupé des Zaren von seiner Unglücksfahrt: Rückwand und Boden total zertrümmert, so daß fast unglaublich scheint, daß er noch herausgesprungen und da erst von der zweiten Bombe getötet worden sei. Das Fahrzeug machte, verglichen mit heutigen Wagen, für einen solchen Herrscher einen sehr bescheidenen

Eindruck. Anders wirkten schon die je 150 nagelneuen Prachtgeschirre, die von jeder Krönung des vorigen Jahrhunderts aufbewahrt und jeweils nur ein einziges Mal benützt worden waren. Man hat ihrer keine mehr gebraucht: die Krönung Nikolaus' II. im Jahre 1896 ist die letzte gewesen. Auf der andern Seite zwischen Katharinen-Kanal und Fontanka war das alte Michaelspalais gleichfalls Zeuge eines gewaltsamen Zaren-Endes gewesen; hier hatte Paul I. unter den Händen seiner eigenen Würdenträger den Tod gefunden. Allerdings kommt man angesichts der Bilder, die von ihm in den Galerien zu sehen sind, zu dem Schluß, daß er alles andere als geistig normal war und daß seine Beseitigung dem Reich Schlimmeres erspart haben wird. Doch noch etwas Bezeichnendes zum Ende Alexanders II.: seit 20 Jahren war an der Stelle des Attentats eine Sühnekirche im Bau und immer noch mit einem hohen Gerüst umgeben; man konnte zwar die höchst buntenfarbigen, zwiebelartigen Kuppeln erblicken, aber fertig wurde die Sache nicht: Veruntreuungen in asiatischen Dimensionen sollen die für den edlen Zweck gesammelten Gelder um Millionen verkleinert haben. Damals lächelte man über „russische Zustände“; als alter Mann gilt man zu leicht als befangener Lobredner früherer Sitten, die aber in Deutschland damals wirklich anders waren!

Als bezeichnend mußte man wohl auch empfinden, daß selbst zur Begräbnisstätte der russischen Kaiser in der Kirche der Peter-Paulsfestung, die man über eine Schiffsbrücke erreichte, das übliche unbeschreiblich schlechte Pflaster führte. Die Ansammlung der Särge der Romanows wirkte auch sonst nicht annähernd so eindrucksvoll, wie etwa das magische Dunkel des Mausoleums zu Charlottenburg, die Schlichtheit der Kapuzinergruft oder wie die Pracht im Escorial, nicht zu vergleichen von der Konzentration des Beschauers auf den Geist eines einzigen Titanen wie im Pariser Invalidendom! Die auch äußerlich unscheinbare Kirche, von den unvermeidlichen Heiligenbildern erfüllt, enthielt die Reihe weißer Marmorsarkophage der Herrscher. Mit kostbarsten Kränzen und Blumenimitationen in Gold und Silber war lediglich der des zuletzt hier beigesetzten Alexander III. geschmückt, und zwar waren dies Gaben französischer Städte und Behörden, die ausdrückten, wie sehr die unter diesem Zaren geschlossene Allianz die Herzen der Franzosen mit neuer Zuversicht erfüllte; ein bedenkliches Vorzeichen der kommenden politischen Entwicklung!

Daß mit dem Besuch der Peter-Pauls-Feste auch der Gedanke an ihre Gefängnisse mit zum Rückblick auf die russische Vergangen-

heit gehörte, ist dahin einzuschränken, daß die meisten Staatsgefangenen rasch Newa-aufwärts nach Schlüsselburg gebracht wurden, dessen Namen für Rußland einen besonders unheimlichen Klang hat. Doch es ist wohl an der Zeit, von all diesen düsteren Bildern Abschied zu nehmen und der Schönheiten dieser Reise zu gedenken, zumal der wirklich entzückenden Umgebung dieser Hauptstadt: der schönen Landhäuser zwischen den Armen der Newa und Newka, mit herrlichen Spazierwegen bis



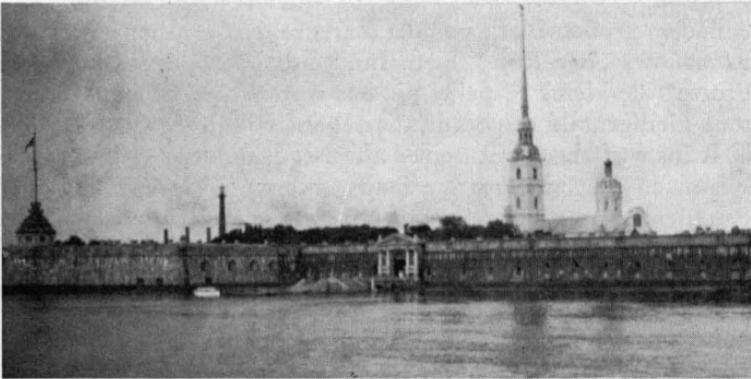
Petersburg, Winterpalais.



Petersburg, Aufzug der Wache vor dem Winterpalais.

zum Ausblick auf den finnischen Meerbusen, ebenso an dessen südlicher Küste mit den verschiedenen Lustschlössern der Zaren, zumal Peterhof mit seinen Wasserkünsten, Zarskoje Selo („Dorf des Zaren“) mit reichen, zum Teil allerdings recht gekünstelten Parkanlagen. Überall war der Zutritt ohne weiteres gestattet.

Als weniger reizvoller, aber auf seine Art interessanter Ausflug bleibt noch der nach der Seefestung Kronstadt zu erwähnen, auf einer Insel im Finnischen Meerbusen der Hauptstadt vorgelagert, mit den an die britische Küstenverteidigung von Spithead und Portsmouth erinnernden Sperrforts; nur ist hier das niedere Fahrwasser für das Eindringen einer Flotte noch ungünstiger und die vereinigten Engländer und Franzosen haben sich daher im Krimkrieg wohlweislich ferngehalten. Eine Seltsamkeit Kronstadts war die Pflasterung seiner Straßen mit geriffelten Eisenplatten in Größe unserer Pflastersteine, auf denen es sich zwar gut ging, aber das Dröhnen der Lastfahrzeuge desto unangenehmer hallte. Ich konnte nicht erfahren, wie es zu dieser Einrichtung kam. Ich hätte dem Straßenboden dieser Städte schwerlich so viele Zeilen gewidmet, wenn er nicht so ungewöhnliche Erscheinungen aufgewiesen hätte.



Petersburg, Peter- und Paulsfestung.

Doch nun wollte ich das Pflaster Peterburgs mit dem Moskaus vertauschen, das für die Russen ja immer noch als die eigentliche und typische Hauptstadt galt und es seitdem auch wieder geworden ist. Die 600 km Entfernung legten die durchgehenden Schnellzüge in 14 Stunden zurück, und zwar im Nachtverkehr, was bei der Einförmigkeit der Gegend für den Reisenden nur angenehm sein konnte. Die Wagen waren auf dieser Strecke ganz anders eingerichtet als auf der von Wirballen: fünf völlig für sich schachbrettartig aufgestellte Lehnssessel, die sich wie Kran-

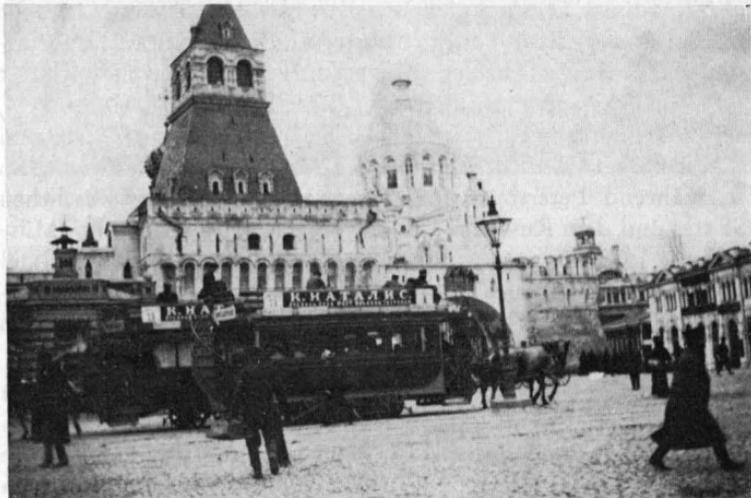
kenstühle in bequeme Ruhebetten umklappen ließen. So war diese Reise keine sonderliche Tortur, wohl aber die Einfahrt vom Bahnhof in die Stadt mit dem Jswoschtschik, bei der trotz Gummibereifung jede Höhe und Tiefe der Straße fühlbar wurde. Um den Kern Moskaus, den Kreml, hat sich einst die gleichfalls von einer Mauer mit sehr asiatisch aussehenden Türmen umgebene Innenstadt gebildet, – jenseits von ihr das elegante neue Viertel, die „weiße Stadt“, und von dieser durch breite Ringstraßen mit Alleen getrennt, die „Erdstadt“, so benannt nach ihren einstigen Wällen, die nun ebenfalls in Boulevards umgewandelt sind. So betrat man die Innenstadt noch durch das malerische Wladimir-Tor, mit pyramidenförmigem grünen Dach geziert, und gelangte in die enge Hauptgeschäftsstraße, die Nikolskaja, wo dem Russen der Verkehr nicht gerade erleichtert war, da er sich erst nach der einen, dann nach der andern Seite gegen eine Kapelle bekreuzigen mußte, ehe er weitergehen konnte. Daß man sich an der Pforte einer andern Welt befand, zeigte auch die tatarische Tracht der Portiers an dem führenden Hotel, dem Slawinski Bazar; auch die Kellner waren hier, wie in Petersburg, meist Tataren. Von der Nikolskaja gelangte man in wenigen Minuten zum Palladium Rußlands, dem Kreml.

Auf dem großen Platz vor der Zarenfestung, der schon unter den Romanows „der Rote“ hieß, fand sich neben der „Iberischen Pforte“ die kleine Kapelle, die das wundertätigste und verehrteste Heiligenbild der Stadt, die „Iberische Mutter Gottes“, enthielt. Es war aber nicht immer anwesend, sondern viel auf vier-spännigen Wagen durch die Stadt unterwegs, um Kranke oder Familienfeste zu besuchen und bei solchen Gelegenheiten reiche Geschenke in Empfang zu nehmen. Die Kapelle war so klein und und der Zudrang so groß, daß die Treppen vor ihr stets dicht belagert waren – damals!

Am Ende des Platzes gegen die Moskwa zu liegt die merkwürdigste Kirche, die es wohl überhaupt zu sehen gibt, die des Heiligen Basilius (Wassili). Sie besteht aus elf in- und übereinander geschachtelten dunklen Kapellen, das Dach zieren zwölf Kuppeln der verschiedensten Form von der Zwiebel bis zur Ananas, jede in einer anderen Farbe mit den buntesten Nuancen. Sie sieht höchst komisch aus. Der Sage nach sollen dem Architekten die Augen ausgestochen worden sein, damit er nicht noch einmal etwas so Schönes erbauen könne! Die Franzosen haben das Gotteshaus im Jahre 1812 geschmackvollerweise in einen Pferdestall verwandelt, wie einst auch San Ambrogio in Mailand und viele andere – dieser aber dürfte der eigenartigste gewesen sein, den



Moskau, Roter Platz mit Wladimir-Kirche und Tor.



Moskau, an der alten Stadtmauer. Noch verkehrt die Pferdebahn.

es je gab. Die Spuren französischen Kulturinteresses bemerkt man übrigens auch an so manchen goldenen Wertstücken des Kreml, so am Bild der „Donschen Mutter Gottes“ in der Verkündigungskathedrale. Umgekehrt fehlt es im Kreml nicht an Trophäen über die Eindringlinge, – so die Feldbetten Napoleons, die er 1812 auf der Flucht zurückließ, – aber auch nicht an Beutestücken aus aller Herren Länder, die Kronen der unterworfenen Emire von

Chiwa und Buchara, und anderes mehr; keiner hat da dem andern viel vorzuwerfen.

Die Pracht des Kreml ist oft genug beschrieben, und seine bunte Geschichte ist seither wieder um ein seltsames Kapitel bereichert. Nur ragt heute nicht mehr der Doppeladler der Zaren über dem „Erlösertor“ und wachen schwerlich noch die Schutzleute darüber, daß jeder, der zu Fuß oder Wagen hier passiert, vor dem im Torweg hängenden Heilandsbild das Haupt entblößt, wie es vor Jahrhunderten vom Zaren Alexei befohlen ward. Der Kreml ist ja eigentlich keine Burg, sondern eine repräsentative Stadt in sich, – zum Teil damals stellenweise in Zerfall, da es hieß, nur zu Krönungszeiten werde alles neu in Stand gebracht, in der Zwischenzeit aber beim alten gelassen. Diese Stadt enthielt damals außer dem blaugestrichenen Himmelfahrtskloster und dem rotgestrichenen Wunderkloster nicht weniger als 3 Hauptkathedralen, die Himmelfahrts- (Uspenski-), die Verkündigungs- (Blagowjeschtschenski-) und die Erzengelkirche (Archangelski), außerdem weniger schmuck, im Innern aber mit Gold, Heiligenbildern und Reliquien überladen. Die „Uspenski“, die Krönungskirche der Zaren, enthält das hochverehrte Wladimirsche Muttergottesbild, das einst Moskau gegen den Angriff der Tataren geschützt habe, die Verkündigungskirche das der „Donschen Muttergottes“, eines Siegestalismans, der dem Großfürsten Dimitri Donskoi 1380 zum befreienden Sieg über jene Feinde verholfen habe. So ist, während Petersburg im Wesen eine Gründung westlichen Geistes und dem Russen nie so ans Herz gewachsen ist, in „Mütterchen Moskau“, dem „tatarischen Rom“, wie es Frau von Staël nannte, weit mehr die Tradition der Selbstbehauptung des Russentums gegen die Vorherrschaft Asiens zu spüren, – sofern sich nicht dessen Unendlichkeit doch noch stärker erweisen sollte!

Selbst die Grabstätten berichten von der Rivalität der beiden Metropolen: während die Uspenski die Gräber der Patriarchen enthält, die bis zum Jahr 1700 als höchste geistlich selbständige Macht in Moskau herrschten, bis Zar Peter ihre Befugnisse an den Heiligen Synod in Petersburg übertrug, ruhen in der Erzengelkirche die alten Zaren aus den Häusern Rurik und Romanow, so der schreckliche Iwan und der in Uglitsch 1591 als Kind ermordete Demetrius; sein Sarg war offen, und die Menge, arm und reich, stieg die Stufen hinauf und drückte Küsse auf die Wangen einer täuschend aus Wachs gebildeten Gestalt des Zarenkindes. Hygienische Bedenken kannte hier niemand, – Bilder, Kreuze und Reliquien wurden überall zum Kusse dargeboten; denn wie dürften durch solche Wundergegenstände Krankheitskeime

übertragen werden! – Die Krone des Zarenmörders Boris Godunow, der selbst ein Tatar gewesen sei und im Abwehrkampf gegen die Polen und die eigene russische Opposition erlag, war mit anderen Kronen, Rüstungen und unendlichen Schätzen, im Kreml zu bestaunen. Doch genug von solchen Aufzählungen.



Moskau, Blick auf den Kreml über die Moskwa.



Moskau, die Kremelmauer.

Einen prächtigen Rundblick auf Kreml und Stadt gewährt der hohe Turm „Iwan Weliki“, zumal auf die Menge vielseitiger Kirchen und Klosterkuppeln, auf die mächtigen altertümlichen Mauern des Kreml und das unendliche Häusermeer bis zu den jenseits der Moskwa steil aufsteigenden Sperlingsbergen, von denen einst Napoleon die Riesenstadt zu seinen Füßen liegen sah. Sowohl vom Iwan Weliki wie von den Sperlingsbergen fühlt man sich irgendwie, wohl auch durch die trägen Windungen der Moskwa, an den Blick vom Montmartre oder St. Cloud auf Paris erinnert, obwohl die Seine ein ungleich stattlicherer Fluß ist. Aber etwas Totes, eine gewisse stiefmütterliche Verkümmern durch die Natur, liegt hier über dem Bild, wie über fast allen Eindrücken im nördlichen und mittleren Rußland, während über der Stadt des Westens nicht nur im sprühenden abendlichen Lichterglanz, sondern selbst an einem einsamen nebligen Morgen an der Seine Frohsinn und Leben fühlbar wird.

Den Iwan Weliki ersteigt man an zahllosen Glocken vorbei; zu Füßen des Turms liegt die größte, „Zar Kolokol“ genannt, die durch ihre eigene Größe verhindert ward, ihrem Berufe nachzugehen; so mußte sie auf dem festen Boden bleiben, wo sie durch ein großes, in ihre Höhlung führendes Loch an 200 Menschen Obdach bietet. Diese Neigung zum Kolossalen, selbst zum grotesk Unzweckmäßigen wird in einem Lande solcher Ausmaße leichter verständlich, begreiflich auch die über das Einzelwesen schonungslos hinweggehende Mentalität, die dies gewaltige Reich werden ließ. Die berühmte Tretjakow-Galerie gibt, besser noch als jede Petersburger Sammlung, einen Eindruck dieser Vergangenheit, wie sie von Rußlands Künstlern festgehalten ist, – als Beispiel nur, wie Peters des Großen Schwester, die herrschsüchtige Großfürstin Sophie, als Nonne in dem Moskwa-aufwärts gelegenen Jungfrauenkloster eingesperrt, die Hinrichtung ihrer Anhänger, der Strelitzen, von ihrem Zellengitter aus ansehen mußte!

Das Fremde dieser Stadt und dieses Reichs trat im Straßenbild durch die verschiedenen Völkertypen und ihre Trachten sinngemäß in Erscheinung, nicht minder in den Lokalen mit ihren unendlichen Gerichten, Fischen vom Kaspischen Meer bis zur Ostsee und märchenhaften Früchten südlicher Landstriche. Unvermeidlich in diesen russischen Lokalen war das mächtige, ständig tätige „Orchestrion“, an sich schon eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, – unleidlich die Sitte, daß auch während der Hauptspeisezeit fortwährend Zigaretten, von den Russen „Papyrosse“ genannt, geraucht wurden. Die Ausbreitung dieser Unsitte, die

ich nach meiner ärztlichen Lebenserfahrung für weit gesundheitsschädigender halten muß als ein nicht ganz unmäßig übertriebenes Trinken, ist ja seitdem der Reklame der Zigaretten-Industrie in unsrer Heimat bei Männlein und Weiblein vollauf gelungen.

Wieviele neuartige Eindrücke verbinden sich für mich noch mit dem Namen Rußland! Daß ich durch die kundige Führung meines Bruders überall bestens gefördert war, versteht sich. Da er als einer der ganz wenigen im damaligen Auswärtigen Dienst sich die Mühe gemacht hatte, sich die Beherrschung der russischen Sprache zu erkämpfen, wurde er eben dieser besonderen Kenntnis wegen ständig nur in diesem Lande verwendet. (Er starb 1914 kurz nach seiner Berufung nach Berlin, noch vor Ausbruch des Kriegs). Mit ihm machten wir noch einen Ausflug zu dem 60 km von Moskau entfernten Troiza-Kloster, einer der drei großen heiligen Stätten Rußlands, die allein die Bezeichnung „Lawra“ führen (das andere in Kiew, das dritte das Alexander-Newski-Kloster in Petersburg). Das Troiza-Kloster bildet eine ganze Stadt für sich; im Innern herrschte ein unglaublicher Schmutz neben all den goldenen und diamantenen Heiligtümern – abseits davon der „Skit“, die Einsiedelei, in deren kleinen Büsserhäuschen sich die Eremiten wie in den Urzeiten des Mönchtums eingeschlossen hatten.

Welcher Kontrast zu dieser Weltflucht dann wieder das andere Extrem russischen Wesens, das lebensfrohe Treiben in den Vergnügungslokalen Moskaus, im Sokolniki-Park, mit Vorstellungen der Künstlergruppen in privaten Zimmern (besonders beliebt Damenkapellen), mit allerersten musikalischen Leistungen. Von all dem Vielen, das ich seither vergehen sah, scheint mir diese verschwenderische Welt des alten Rußland in der Erinnerung am fernsten und unwirklichsten, – wirklich eine versunkene und allen späteren Generationen unvorstellbare Zeit.

Bei meinem zweiten Besuch im Jahr 1912 waren wir in Petersburg Zeugen der Hundertjahrfeier der Schlacht von Borodino von 1812, mit unendlichen Prozessionen an der Isaakskirche und Kasanschen Kathedrale, wo Napoleons Gegner Kutusow begraben liegt. Geistlichkeit und Militär waren in Menge in größter Prachtenfaltung aufgeboten. Im Volkshaus Alexanders II. hinter der Peter-Pauls-Festung wurde dieser Freiheitskrieg in einem historischen Schauspiel gezeigt: eindrucksvolle Bilder einer selbstbewußten nationalen Tradition, die, wie sich 30 Jahre später zeigen sollte, in der russischen Seele durch den Bolschewismus keineswegs erstickt, sondern im Gegenteil noch bewußt betont

worden ist, um sich gegen den deutschen Eindringling noch fanatischer als einst gegen Napoleon oder Karl XII. zu wenden. Unsere Reise war noch nicht von der Krise beschattet, die wenige Wochen darauf mit dem Angriff der vereinigten Balkankönigreiche auf die Türkei den ersten aggressiven Schachzug, gewissermaßen mit den Bauern, im Spiel Rußlands gegen Österreich und damit auch gegen Deutschland bedeutete. Trotz der russisch-französischen Annäherung hofften noch viele Kenner des Zarenreichs auf eine Beruhigung und Befriedung der Beziehungen. Mein Bruder vertrat damals die feste Überzeugung, daß es Rußland niemals zum Krieg mit uns kommen lassen könne: die Erschütterung durch einen blutigen Kampf mit einer Militärmacht, die jedenfalls nicht leichten Kaufs zu bezwingen sei, müsse den seit dem russisch-japanischen Krieg wesentlich gestärkten revolutionären Kräften einen neuen Auftrieb geben, so daß die Zarenherrschaft selbst im Falle eines Sieges die größten Gefahren riskiere. Er rechnete mit der vernünftigen Überlegung verantwortungsbewußter Politiker, an denen es ja auch in Rußland nicht gefehlt hat. Aber er hatte die blinde Eitelkeit der von Frankreich bestochenen Großfürsten- und Panslawisten-Clique unterschätzt, die das Land um jeden Preis in „ihren“ Krieg trieb und damit die Fundamente ihres eigenen Glücks unterhöhlte.

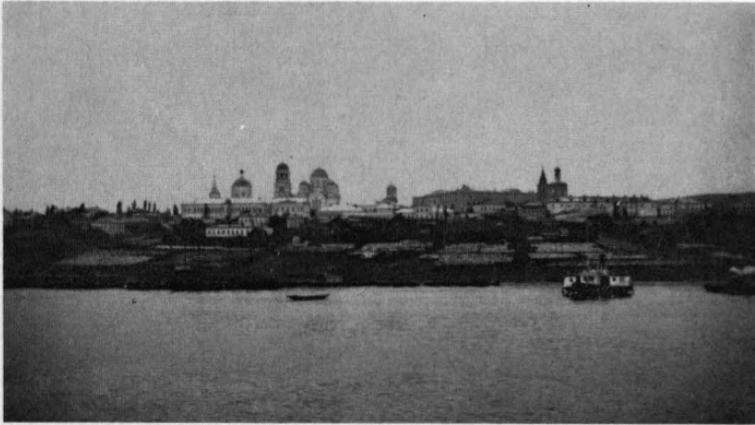
Mein Bruder hatte sein Urteil über Rußland nicht nur durch seine Kenntnis der Metropolen, sondern auch auf Reisen in seltener besuchte Provinzen, zuletzt bis Taschkent im entlegenen Turkestan, gefestigt, und beherrschte sein Fach wirklich durch und durch, was man leider nicht von allen unseren Auslandsvertretern sagen konnte. Meine Frau und ich konnten unsere Reise naturgemäß nicht so weit ausdehnen, aber immerhin bis Nischni-Nowgorod (heute nach dem sozialistischen Dichter in „Gorki“ umbenannt), wo wir unter Führung des deutschen Vizekonsuls einen Teil der berühmten Messe auf der Halbinsel zwischen Wolga und Oka besichtigten. Auf dem Gelände, das danach den ganzen Winter über von den hochanschwellenden Flüssen überflutet bleibt, drängten sich Völker aus ganz Asien und boten die seltsamsten Waren des Nahen und Fernen Ostens feil. So mochte es schon im Mittelalter an den Treffpunkten beider Erdteile zugegangen sein, die damals noch weiter westlich, wie in Deutsch-Nowgorod in Livland, lagen. Auch jetzt war das Vordringen der westlichen Kultur nur scheinbar; es war ein ganz anderer, außer den wenigen großen Flußstraßen völlig von der unendlichen Landmasse bestimmter Kontinent eigener Wesensart.



Am Ufer der Wolga.

An Bord eines behaglichen großen Wohndampfers, auf dem wir es uns zumal bei herrlichen seltenen Fischen – Sterlett und ungesalzenem Kaviar – bei Balalaika-Klängen wohl sein ließen, fuhren wir in erholsamer Ruhe die Wolga hinab über das reiche Kasan, Samara bis Saratow, das trotz seiner 300 000 Einwohner wie ein riesiges Dorf anmutete. Die Ufer waren mit Ausnahme der Shigulewberge flach, und doch war die Fahrt nie eintönig wegen des regen Schiffsverkehrs auf dem viele Kilometer breiten Fluß, und durch ständig neue Bilder anziehender fremder Volkstypen, Tataren, Perser und wie sie alle hießen, in ihren seltsamen Nationaltrachten. Hätten wir gehaut, wie bald diese bunte Welt ganz verschlossen werden würde, so hätten wir die Fahrt doch wohl bis Astrachan ans Kaspische Meer fortgesetzt.

Der tiefste Eindruck von Rußland, der sich auf dieser Flußreise und nicht minder auf der Rückfahrt nach Moskau und von dort nach Hause ergab, der einer unfäßbaren Weite, läßt sich anderen schwer vermitteln: weder ein Blick auf die Landkarte noch Schilderungen vermögen den unmittelbaren Begriff dieser Entfernungen und Räume ersetzen. Kein Wunder, daß letzten Endes alle Warnungen vor diesen Faktoren, zu denen noch die Macht des Klimas und der Menschenmasse kam, bei dem phantastischen Kriegszug, der Deutschlands Schicksal wurde, wirkungslos blieben! Um es ganz ehrlich zu sagen – und auf die Gefahr der Feststellung, daß ich trotz meiner weiten Reisen kein



Kasan, Blick über die Wolga.

„ahnungsloser Engel“ gewesen bin: ich habe auf Grund meiner russischen Eindrücke doch die Revolution nicht für so nahe angesehen. Schmutz und Armut, Krankheit und Elend aller Art sind in jenen Ländern so alltäglich, daß daraus doch nicht wohl auf eine besondere soziale Erbitterung geschlossen werden dürfte, denn die Öffentlichkeit ist gegen solche Bilder abgestumpft, zu denen der Türke „Inschalah“ und der Russe „Nitschewo“ sagt, und ich weiß nicht, ob die veränderten Verhältnisse an diesen Zuständen viel geändert haben, je weiter man nach Osten kommt. Das Schlimmste war wohl die an Böswilligkeit grenzende Unfähigkeit und Bequemlichkeit der unteren Verwaltung, die die ganze Staatsordnung verhaßt machte. Als diese Bürokratie, zusammen mit dem wesensverwandten Kommiß, im Krieg zunächst zu absoluter Allgewalt erhoben und dann durch die Niederlagen gegen Deutschland erschüttert worden war, konnte die revolutionäre Agitation erst richtig die Masse ergreifen. Wäre das Heer des Zaren siegreich bis Berlin gelangt, so hätte der echte Patriotismus, den wir bei jenen Volkskundgebungen von 1912 sahen und den sich später der Bolschewismus dienlich zu machen verstand, vielleicht noch ein weiteres Menschenalter zu Thron und Kirche gehalten. So aber hat sich die herrschende Schicht Rußlands, als sie 1914 den Weltkrieg entfesselte, selbst das Grab gegraben.

Von der bürokratischen Strenge, die auch unter den Zaren dies Land abschloß, bekam ich schon um die Jahrhundertwende einen Eindruck, als man sich wie zur Einreise so auch zum Austritt beim „Oberpolizeimeister“ (so hieß er auch auf Russisch) einen

gedruckten Erlaubnisschein zum Passieren der Grenze erbitten mußte; erst mit diesem bewehrt, durfte man das Heilige Rußland wieder verlassen. So interessant es gewesen war, gestehe ich doch, daß ich mich nicht gerne dort hätte zurückhalten lassen.



Nischni-Nowgorod (heute Gorki).

CORNELIUS GURLITT

Vorwort aus seiner „Geschichte der Kunst“ 1901

„Die Kunst ist doch nur zu verstehen als Ausdruck einer Schaffenden Seele, und eine solche steht nicht allein in der Welt, sondern bildet einen Teil des Volkes, der Zeit, des allgemeinen Lebensstandes der Geister. Neben der Geschichte der Form muß auch, will man das Wesen der Kunst möglichst tief erfassen, der innerste Grund zum Wandel der Form gesucht werden. Ich suche ihn im Glauben der Völker und in dessen Ausdrucksart, im Gottesdienst; dann in den Mitteln zur Übertragung der Formen von Land zu Land, vor allem im Handel, manchmal im Krieg; endlich im Denken über das Wesen der Kunst, in der Philosophie, die oft die Schülerin, doch auch die Lehrmeisterin der Kunst war.“

CORNELIUS GURLITT

ERINNERUNGEN – zusammengestellt von seinem Enkel
Dr. Dietrich Gurlitt



„Mein Vater war in Altona geboren, seine Brüder hatten im dänischen Krieg von 1850 mitgefochten. Der jüngste, Emanuel, der spätere Bürgermeister von Husum und plattdeutsche Dichter, hatte in der Schlacht bei Idstedt einen Fuß verloren. Da kam die Nachricht vom Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark, 1863. Ich erinnere mich, wie erregt mein Vater im Zimmer auf und abging. Denn nun war die Frage der Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark dringlich geworden, war Herzog Friedrich von Augustenburg der rechtmäßige Erbe des Landes. Dieser wohnte in Gotha. Mein Vater und des Herzogs späterer Berater, Samwer, waren die ersten, die ihrem Landesherrn huldigten. Wir Kinder mußten der Herzogin die Hand küssen, was wir erst bei unserer Mutter einübten. Die Prinzessin Augusta Viktoria war damals fünf Jahre alt. Ich habe die spätere Kaiserin oft auf dem Schoß gehabt, wenn wir zum Spielen eingeladen waren.

1884–86 IN ITALIEN

„Der Vertrag mit dem Verleger des Barockwerkes drängte. Er lautete auf einen Band. Mir war aber klar, daß sich der Stoff nicht so zusammendrängen lasse; es gelang mir, den Verleger Neff hiervon zu überzeugen. Vor allem mußte ich Italien kennen lernen. Der Direktor des Kunstgewerbemuseums (in Dresden), Graff, kam meinen Bestrebungen freundlich entgegen. Ich erhielt wiederholt langen Urlaub, auch vom sächsischen Ministerium Reisebeihilfen; und so begann ich denn meine Wanderungen bei 800 Taler Jahresgehalt und einigem Verdienst aus Zeitungsartikeln. Ich sah Italien in seinen Hauptstädten bis nach Neapel, den Norden Frankreichs, England, die Niederlande, dazu genauer Deutschland und Österreich. Meine sächsischen Studien hatten mich nach Warschau geführt... Das Schwierige an der

Sache war, daß kein Handbuch mir die Wege wies. Man sehe z. B. die Bädeker von damals durch, wieviel sie von Barockbauten sprechen. Ich mußte herumfragen, wo sich etwas für mich Sehenswertes finde und zwar horchte ich hell auf, wenn ein Kunstgelehrter oder Architekt mich ausdrücklich vor einem Bau als einem besonders abscheulichen warnte: Da konnte ich sicher sein, ein Meisterwerk anzutreffen. Wie lachten z. B. die jungen Kunstbessenen in Florenz, als ich ihnen schüchtern von meinen Plänen erzählte: Der verrückte Kerl kommt nach Italien, um sich das Scheußlichste anzusehen, was in dem begnadeten Land zu sehen sei.

„Haben Sie schon etwas von einem gewissen Brunellesco gehört?“ frug mich Bayersdorffer. „Ja“, antwortete ich, „er ist Architekt, soll aber schon verstorben sein.“ Damals lebte in Florenz ein prächtiges Kneipgenie und dabei ein sehr geschickter Architekturzeichner, Otto Schulze, den ich für das Herstellen von Federzeichnungen zu Illustrationszwecken heranziehen wollte. Es ging ihm schlecht und er war froh, einen Auftrag zu bekommen. Aber er versagte bald, weil er das „Zeugs“ nicht zeichnen wollte, das ich von ihm verlangte. Auch meine Freunde Lambert und Stahl in Stuttgart, die die Hauptarbeit lieferten, mußten erst in das Barock eingeführt werden, ehe ihre geschickte Hand es wiederzugeben lernte. Grundrisse mußte ich meist erst selbst aufmessen.

Und so zog ich denn durch die Welt in einem schwer beschreibbaren Hochgefühl: Mir war, als sei ich ein unendlich Reicher, der Einzige, der die Schönheit so vieler verachteter Bauten erkennt, der also in ihrem geistigen Alleinbesitz ist . . . Unmöglich war es für mich, etwa in aller Welt Archivstudien zu machen, oder selbst die Literatur „auszuschöpfen“. Es galt rasch zu arbeiten, sich auf sein Formengedächtnis zu verlassen, um Schulbeziehungen feststellen zu können. Hat der Architekt des Schlosses in Berlin den Palazzo Madama in Rom gekannt? Was ist italienisch am Bauwesen unter Ludwig XIV.? Was ist französisch am deutschen Barock? Welche Rolle spielt England in der Baukunst jener Zeit, welche die Niederlande? Ähnliche Fragen tauchten zu hunderten auf und mußten aus meinen Skizzenbüchern zu lösen versucht werden. Photographien gab es nur wenig. Wer gab sich die Mühe, „Zopf“ zu photographieren? In den Jahren 1887–1889 erschien das Buch und fand sehr günstige Aufnahme . . . Ich galt als der „Barockmann“. Als solcher wurde ich vom damaligen Rektor der Charlottenburger Hochschule, Jakobsthal, aufgefordert, mich zu habilitieren. Er

besuchte mich in meiner Wohnung und legte mir die Habilitationsordnung vor. Von den Anforderungen, die dort gestellt werden, hatte ich nicht eine erfüllt. Jakobsthal sagte mir: Machen Sie doch schnell den Doktor . . . Barock war Mode geworden. Aber für mich war die Sache erledigt . . .

Kunst ist mir eine Sache, die ich mit den Sinnen in mich aufnehmen will, nicht nach Grundsätzen. Und daß ich das Barock früh zu verstehen lernte, ist ja gerade die Folge meiner Abneigung gegen ästhetische Grundsätze, nämlich gegen die damaligen. Sehen und sehen lehren ist mein Ziel. Nicht daß ich an sich den Wert der Ästhetik unterschätze – was ja töricht wäre. Ich habe nur kein Bedürfnis, mich in ihrem Gebiete zu betätigen, bin ein ‚dilettante‘, einer der sich ergötzen will.“

1905–11 KONSTANTINOPEL

„Als ich 1905 reichlich abgespannt (nach drei Jahren Rektorat an der TH Dresden) die Gnadenkette abgegeben hatte, reiste ich in den Orient mit der Absicht, dort nicht zu arbeiten, sondern das Leben des „Touristen“ zu genießen. Ich wurde in Konstantinopel zum Gesandten Deutschlands, Marschall von Bieberstein, geladen, der mich frug, was ich dort wolle und mir in Aussicht stellte, vom Sultan Abdul Hamid mir die Erlaubnis zur Aufnahme in allen Moscheen zu besorgen, selbst in solchen, deren Besichtigung sonst verboten war. Ich glaubte, dies Anerbieten nicht abschlagen zu dürfen und begann alsbald die Arbeit, versehen mit einer Irade des Sultans und einem von der Botschaft mir gestellten Dragoman. Wiederholt kehrte ich nach Konstantinopel zurück, vermessend, zeichnend, photographierend. Das Ergebnis war neben Studien über Adrianopel und Nicäa das große Werk „Die Baukunst Konstantinopels“. Mit der Erholung war es freilich vorbei, aber mich trieb ein heißes Verlangen, in das Wesen der Bauten einzudringen und, soweit es an mir lag und es die bildliche Darstellung vermag, andere teilnehmen zu lassen an den Herrlichkeiten, die sich vor mir ausbreiteten. Türkische Kunst hatte bisher wenig Anerkennung gefunden: Ich erblicke in ihr die Vorläuferin der italienischen Renaissance, das Wiedererwachen hier nicht der römischen, sondern der byzantinischen Antike. Sie ist erfaßt mit einer künstlerischen Selbständigkeit, die von Brunellesco in seinen Kirchenbauten sicher nicht übertroffen wird. Mir aber wurde klar, daß über Raumschönheit mit vollem Recht nicht mitsprechen könne, wer die Aja Sofia und die ihr anverwandten Türkenbauten nicht auf sich hat wirken lassen.“

PROF. DR. TH. HORNBERGER
VOM ZEICHNEN
UND VOM SKIZZENBLOCK



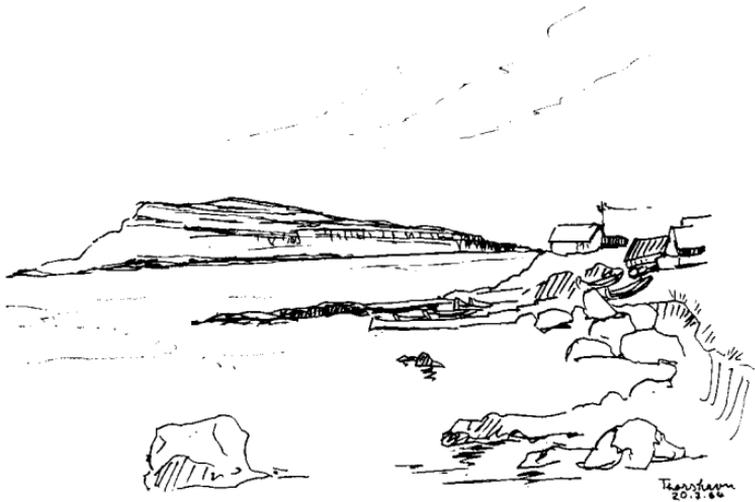
Im Hafen von Akureyri.

Im naturwissenschaftlichen Studium wurde bei uns viel gezeichnet; am meisten nach Präparaten und eigens angefertigten Schnitten. Genauigkeit und die Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem waren dabei die wichtigsten Forderungen. In der Geologie wurden Profile gezeichnet, in der Geographie Karten entworfen.

Freier war man bei eigenen Exkursionen und Wanderfahrten. Dort konnte man auswählen, was einem besonders gefiel und was sich auch zeichnerisch von einem Amateur mit jugendlicher Begeisterung im Tagebuch oder im Taschenskizzenbuch bewältigen ließ.

Eine Technik war mir dabei sehr zustatten gekommen, die ich bei einem anderen Studenten abgucken konnte, nämlich mit der immer griffbereiten Füllfeder zu zeichnen und mit Hilfe von „Spucke“ bzw. nur mit dem nassen Finger zu verwischen. Es war unglaublich, was sich damit an weichen Tönen, an Stimmungen, an Dunst der Ferne, Wolken und Wasserspiegelungen machen ließ – und das alles in Sekundenschnelle.

Auf der Reise, auf Fahrt, auf der Wanderung wollte ich Eindrücke und Erinnerungen festhalten – da sollte es rasch gehen. Was auf Anhieb, eigentlich im Hinschreiben nicht gelang, wurde



Fär Oer, Thorshavn.

gelassen und bei anderer Gelegenheit neu begonnen. Korrigieren und radieren gab es dabei nicht. – Das ist auch bis zum heutigen Filzschreiber so geblieben.

Im Laufe der Jahre füllten sich meine geographischen Exkursions- und Reiseskizzenbücher in Holland und Frankreich, Ungarn, Rumänien, in Italien, Island und Spitzbergen und in vielen deutschen Landschaften zwischen Gebirge und Meer.

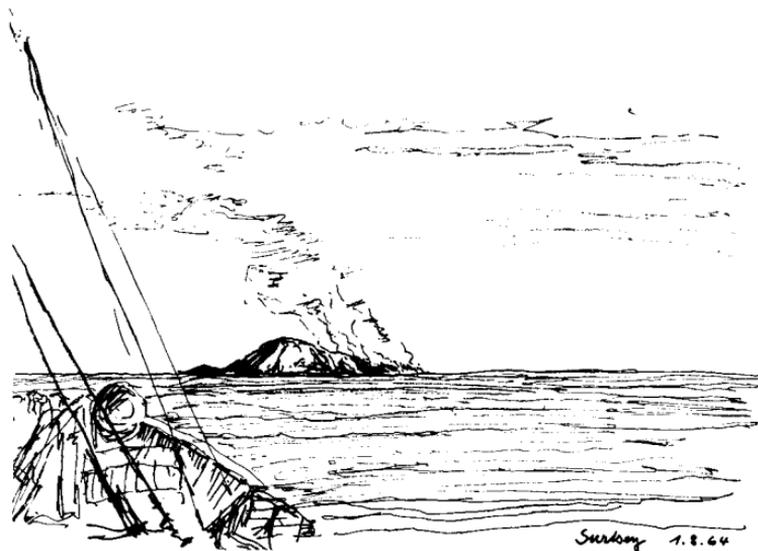
Es sind alles keine Kunstwerke, sie gehen auf keine Ausstellung und dienen niemandem als mir selbst. Sie verpflichten nicht zur Vollständigkeit und Systematik. Es sind zeichnerisch hingeschriebene Feststellungen, Merkformen, Erinnerungen, für die wohl nur zwei Voraussetzungen notwendig sind:

- Man muß sehen und sich Rechenschaft darüber geben, was man sieht. Man muß Wesentliches sehen und man muß präzise sehen.
- Man muß sich im „Niederschreiben“ des Gesehenen üben. Man darf nicht mit Künstler-Ambitionen ans Werk gehen, sondern muß mit allen Mängeln und Eigenheiten seiner persönlichen Handschrift mit dem Zeichenstift dem nachgehen, was man erkannt hat und was man wert hält, daß es nieder-(geschrie- ben)-gezeichnet werden soll.

Zeichnen ist immer noch eine klassische Schule der Beobachtung (auch wenn die Kunsterzieher heute andere Wege gehen). Zeichnen ist aber auch eine Schule der schlichten Darstellung. Als solche tut sie dasselbe, was der Lehrer verlangt, wenn er einen Aufsatz schreiben läßt, wenn er nacherzählen läßt oder wenn er den Schüler dazu anleitet, sachlich und klar eine Aussage zu formulieren.

Vielleicht meinen viele, eine Skizze im Tagebuch müsse ein künstlerisches Niveau haben. Was ich in meinem Reisetagebuch und Skizzenbuch „schreibe“, wird von keiner Jury beurteilt, sondern läßt mich selber die Reise intensiver erleben. Ich bin gezwungen, in kurzen Sätzen, in wenigen Strichen zu formulieren. Dabei lerne ich erst Wichtiges von Unwichtigem zu trennen, den Kern der Dinge anzusprechen; ich suche das zu erfassen, auf was es ankommt und mache mir das Gesehene und Erlebte bewußter.

Derjenige hat wohl mehr erfahren, der sich bemüht hat, die Linienführung einer griechischen Vase nachzuzeichnen – wenn es nicht sehr hochtrabend klingen würde, müßte man sagen, er habe damit einen Teil des Schöpfungsprozesses dieser Vase nachvollzogen. Wer nachahmend, beschreibend, zeichnend den Windungen eines Flußmäanders folgt bis dorthin, wo er sich in der



Die neue, vulkanische Insel Surtsey vor Island.



Island, am Myvatn.

Tiefe des Raumes verliert, der gewinnt vielleicht ein anderes Raumverständnis. Die Skizze eines Bauernhauses oder auch nur einer Fachwerkverknüpfung vermag mit wenigen Strichen einen Typus deutlich zu machen. Es entstehen Ordnungsprinzipien in der Fülle der Erscheinungen.

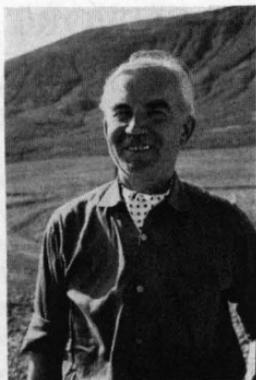
Jeder kann auf diese Weise ein Reisetagebuch oder Reiseskizzenbuch führen. Keiner kann sagen, er sei zu unbegabt dafür. Nur wenn er glaubt, sein Reisetagebuch müsse ein druckfertiges, literarisches Kunstwerk sein und seine Reiseskizzen müßten den Handzeichnungen Dürers und Rembrandts gegenübergestellt werden, dann soll er es besser sein lassen.

Berühmte Persönlichkeiten und gewöhnliche Bürger haben Reisetagebücher und Reiseskizzenbücher geführt. Sie unterscheiden sich in der Verschiedenartigkeit der Beobachtung und des Erlebens, in der Ausdruckskraft und Gewandtheit der Darstellung. Sie gleichen sich aber in dem Wunsch und dem Bemühen, Gesehenes und Erlebtes festzuhalten und es für sich nacherlebend zu gestalten zur eigenen Bereicherung.

DER OBIGE BEITRAG

ist freilich kein Reisebericht aus früheren Zeiten. Er gehört also eigentlich nicht in dieses Heft. Was Prof. Dr. Th. Hornberger, Mentor vieler Karawane-Studienreisen, aber über das Zeichnen zu sagen hat, gehört zu den wesentlichen Möglichkeiten, Positives von der Art früherer Reisen in unsere Zeit zu retten. Natürlich wollen auch wir nicht mehr in der Postkutsche fahren, aber trotzdem die Fremde so gründlich und geruhsam als immer möglich erleben – so wie es unsere Väter taten . . .

AUS DEM KREISE UNSERER FREUNDE



Diesmal ist uns ein Mißgeschick unterlaufen, wenn wir mit genau einem Jahr Verspätung des Jubiläumsgeburtstages eines Mitstreiters gedenken, dem eben niemand sein Alter zugetraut hatte.

Studiendirektor Herbert Weise hat am 5. Juli 1966 seinen 60. Geburtstag begangen und die Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde weiß sehr wohl, wie sehr sie gerade ihm zu Dank verpflichtet ist. Nicht nur, daß er in einem guten Jahrzehnt eine große Reihe von Karawane-Studienreisen in Nord- und Südeuropa führte und sich durch seine gewinnende persönliche Art der Menschenführung seine eigene „Reisegemeinschaft“ geschaffen hat – seine Reisen waren vielfach schwierige Pionierfahrten in bisher nicht besuchte Gebiete. Daß dazu besonders viel wissenschaftliche Vorbereitungsarbeit, besonders viel Geschick im Überwinden unvorhergesehener und unvorherzusehender Schwierigkeiten nötig war, ist sicher – immer verstand er es zu allgemeiner Zufriedenheit, auch schwierigste Situationen zu meistern.

Die notwendige, wissenschaftliche Vorbereitung solcher Reisen zeitigte aber auch eine ganze Reihe von Aufsätzen für die Karawane, unser Logbuch und andere Publikationen – nicht zuletzt war sie, zusammen mit dem Reiseerlebnis, die Voraussetzung für viele Vorträge über Zielgebiete der Karawane-Studienreisen. Herr Studiendirektor H. Weise erwies sich dabei auch als guter Photograph mit sicherem Blick für das Wesentliche – wie herrlich sind seine Farbaufnahmen von Surtsey, der neugeborenen Vulkaninsel vor den Küsten Islands . . .

Was sein Beruf ihm an Zeit übrig ließ, hat er all die Jahre der Verwirklichung unserer Ziele gewidmet. Mit Unterstützung durch seine liebenswürdige Frau Gemahlin entstand so in Hamburg der dortige „Zweig Hamburg der Karawane“ – ein Ableger unserer Gesellschaft, der in den letzten Jahren mit Erfolg darangehen konnte, eigene Reisen ab Hamburg zu veranstalten.

Wir wünschen dem unermüdeten Tätigen noch recht viele Jahre erfolgreichen Arbeitens, und – daraus resultierend – befriedigender Freude an der Bewältigung der selbstgewählten Aufgaben. A.

NACHWORT

„Die Idee, ein Karawaneheft den Reiseberichten unserer Vorväter zu widmen, finde ich sehr schön. Die uns folgenden Generationen machen sich wohl kaum noch Vorstellungen, wie beschwerlich seinerzeit noch Reisen waren und noch eins, wie bescheiden diese Leute waren in ihren Mitteln, seien es Stipendiaten oder Professoren, und dies für selbstverständlich hielten. Selbst ich, Jahrgang 1900, habe früher meine schönsten Reisen und Fahrten, trotzdem ich aus wohlhabendem Hause war, in mehr wie bescheidenem äußerem Rahmen gemacht . . .“

So schrieb uns eine Reisetilnehmerin auf die Veröffentlichung von Briefen Louis Gurlitts, des Urgroßvaters eines unserer Mentoren unter dem Titel „Reisen eines deutschen Malers“, die im letzten Heft der Karawane erschienen waren. So haben wir uns zu dem Inhalt des vorliegenden Heftes 2 des 8. Jahrgangs entschlossen – ein wenig auch unter dem Eindruck, daß, zwar kaum bei den Teilnehmern unserer Reisen, sondern ganz allgemein, die Ansprüche an die Lebenshaltung manchmal das angemessene Maß vermissen lassen. Das ist mir überraschend von einer Seite bestätigt worden, von der ich es nicht erwartet hatte: Seit sich in Linz an der Donau eine Schwestergesellschaft begründet hat, erfahren wir immer und immer wieder, wie dort die Menschen deutscher Sprache in der Republik Österreich in vielem genügsamer geblieben sind, als die Menschen deutscher Sprache in der Bundesrepublik . . .

Der Leitartikel dieses Heftes berichtet über frühe wissenschaftliche Reisen, die Beiträge mit der Wiedergabe von Briefen aber sind uns unaufgefordert von Mitgliedern unserer Gesellschaft zugegangen.

Wir möchten für die Überlassung dieser Briefe und Manuskripte unseren ganz besonderen Dank aussprechen und diese Zusendungen als erfreulichen Ausdruck für die Verbundenheit unserer Mitglieder mit den Zielen unserer Gesellschaft werten.

Ludwigsburg, 15. August 1967



HINWEIS

Wir erlauben uns Sie auf die Reihe der Karawane-Taschenbücher hinzuweisen – sie eignen sich gut für Ihre Geschenke an Verwandte und Freunde:

Prof. Dr. Ernst Kirsten:

NORDAFRIKANISCHE STADTBILDER

105 Seiten DM 6.80 (DM 5.30)

Prof. Dr. Martin Schwarzbach

GEOLOGENFAHRTEN AUF ISLAND

91 Seiten DM 6.80 (DM 5.30)

Dr. habil. Werner Hülle

STEINMALE DER BRETAGNE

145 Seiten DM 8.80 (DM 7.80)

Oberstud.-Dir. Dr. B. K. Weis

ERHELLTE SPUREN

Vorträge, Aufsätze, Übersetzungen, Gedichte

159 Seiten DM 9.80 (DM 8.20)

Im Oktober erscheint:

BYZANZ

ein Sammelband verschiedener Autoren in doppeltem Umfang (ca. 250 Seiten).

(Die Preise in Klammern sind die ermäßigten Preise für die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde Ludwigsburg und Linz).

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender Gymn.-Prof Dr. Kurt Bachteler – herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 2, 1967 kostet für Einzelbezieher DM 3.90. Jahresabonnement für 4 Nummern DM 8.–, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis. Auslieferung durch den KARAWANE-VERLAG, Abt. Buchversand, 7140 Ludwigsburg, Marbacher Straße 96, Telefon 071 41/2 1290.

Bildnachweis:

Prof. Dr. A. Clausen: Titelbild und Seite 43, 49, 53, 55, 56, 58, 59, 61, 62. Archiv Dr. Jochen Briegleb: Seite 7, 8, 9, 15, 17, 19, 21, 23. Lotte Schwalm: Seite 26, 33. Dr. Max Kohlhaas aus dem Archiv von Dr. Wilhelm Kohlhaas: Seite 69, 73, 76, 77, 79, 81, 85, 86, 87. Archiv Dr. Dietrich Gurlitt: Seite 88. Prof. Dr. Th. Hornberger: Seite 91, 92, 93, 94. Frau Weise: Seite 95.

Vorankündigung:

Das nächste Heft 4/1967 wird Nordeuropa gewidmet sein.

HERBSTREISEN 1967:

ITALIEN

- 67/-F 5 **Florenz und die Toscana**
1. 10.-8. 10. 1967 Reiseleitung: Architekt P. Thoma-Karlsruhe
Halbpension **DM 405.-**
- 67/1-G 5 **Rom**
1. 10.-8. 10. 1967 ab München 30. 9.-8. 10. 1967 ab Hamburg
Reiseleitung: Studiendirektor H. Weise-Hamburg
Halbpension ab und bis Hamburg **DM 508.-**, ab und bis München **DM 418.-**
- 67/1-P **Ravenna - Pomposa - Venedig**
1. 10.-8. 10. 1967 ab München 30. 9.-8. 10. 1967 ab Hamburg
Reiseleitung: Studienassessor E. Moeller-Hamburg
Halbpension ab und bis Hamburg **DM 495.-** ab und bis München **DM 405.-**

GROSSBRITANNIEN

- 67/6-C 3 **London**
1. 10.-7. 10. 1967 Wissenschaftliche Reiseleitung: Dr. Vera Hell-Reutlingen
Halbpension (an 3 Tagen Vollpension) **DM 850.-**

TSCHECHOSLOWAKEI

- 67/8-C 3 **Prag**
1. 10.-7. 10. 1967 Wissenschaftliche Reiseleitung: Stud.-Ref. D. Hornung-Herrenberg
Halbpension **DM 335.-**

FRANKREICH

- 67/5-B 3 **Paris**
1. 10.-7. 10. 1967 Wissenschaftliche Reiseleitung: Studienrat E. Moebes-Hamburg
Halbpension **DM 380.-**
- 67/5-M **Paris - Stadt der Museen**
29. 10.-1. 11. 1967 Wissenschaftliche Reiseleitung: Prof. Dr. U. Mann-Saarbrücken
Halbpension **DM 285.-**
- 67/5-F 2 **Burgund**
1. 10.-8. 10. 1967 Reiseleitung: Cand. phil. Friedrich Naab-München
Halbpension **DM 410.-**
- 67/5-G 3 **Kunstgeschichtliche Fahrt in die Provence**
9. 10.-15. 10. 1967 Reiseleitung: Dr. Volker Eid-München
Halbpension **DM 445.-**

Dazu viele Reisen von Timbuktu oder Mexiko bis Italien, Griechenland, Persien u. a. Länder.
Bitte verlangen Sie das kostenlose Gesamtprogramm.

Mittelmeerkreuzfahrten - unsere Spezialität!

- 67/2-W **Griechen, Römer und Korsaren - eine Reise in die „Neue Welt der Antike“**
24. 9. 8. 10. 1967 Kreuzfahrt mit TSS „Pegasus“
Wissenschaftliche Reiseleitung: Prof. Edelmann u. a.
Alles, auch Landausflüge, eingeschlossen, ab und bis München, ab .. **DM 840.-**
- 67/2-G **Athen-Istanbul - Reise in das klassische Griechenland und seine Inselwelt**
30. 9.-15. 10. 1967 Kreuzfahrt mit MS „Jadran“
Wissenschaftliche Reiseleitung: Prof. Dr. U. Mann, Dr. A. Zachmann u. a.
Alles, auch Landausflüge, eingeschlossen, ab und bis München, ab **DM 1200.-**
- Yachtkreuzfahrt quer durch die Ägäis**
29. 9.-13. 10. 1967 Reiseleitung: Gisela Petropoulos-Athen
- 67/2-L 4 15. 9.-29. 9. 1967 Reiseleitung: Gisela Petropoulos-Athen
67/2-L 5 Vollpension **DM 1680.-**



BURO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

Dr. Kurt Albrecht

714 Ludwigsburg · Bismarckstr. 30 · Tel. (07141) 23087